Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben

durch

die Weimarischen Kunstfreunde.

Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes.

Inhalt.

Kunst und Alterthum.

Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben
durch
die Weimarischen Kunstfreunde.

Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes.

Hierbey ein vollständiges Register zum 5. und 6. Bande.

Stuttgart,
in der Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

„Ob Er auch schied — Er lebt uns fort,
Für Ihn fließt keine Zeit:
Sein geistreich ausgesprochnes Wort
Wirkt für die Ewigkeit.“

Ihro Kaiserlichen Hoheit

Frauen

Maria Pawlowna

Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach

Großfürstin aller Reußen

ehrfurchtsvoll gewidmet

von

den Herausgebern.

Euere Kaiserliche Hoheit

haben mitten in den Tagen der eignen tiefsten Trauer um Goethe's Verlust seine Freunde durch großartige Theilnahme aufgerichtet, durch die Gewißheit, daß alles was zu treuer Pflege seiner geistigen Verlassenschaft geschehen könnte, Allerhöchstdero Beyfalls und kräftiger Unterstützung sich erfreuen dürfte, beruhigt, und durch die thätigste Förderung solchen Strebens ermuntert.

Sie haben ganz namentlich für Vollendung und Herausgabe des gegenwärtigen Schlußheftes von Kunst und Alterthum, womit der Verewigte selbst ein langjährig schönes Verhältniß zu der literarischen Welt abzuschließen gedachte, Sich lebhaft zu interessiren geruht.

Könnten wir daher wohl diesen Blättern einen höhern Schmuck, eine bleibendere Bedeutung zuwenden, als wenn wir um gnädigste Erlaubniß zu bitten wagen, ihnen Allerhöchstdero Namen vorsetzen zu dürfen? Fürwahr es bedarf nicht erst unseres Zeugnisses, daß die vertrauensvoll innige Zuneigung,

daß die zarte, liebevolle Aufmerksamkeit und Fürsorge Euerer Kaiserlichen Hoheit und Allerhöchstihro erhabenen Gemahls, des Großherzogs unseres gnädigsten Herrn Königliche Hoheit, die letzten Lebensjahre Goethe's auf eine Weise erheitert und erfrischt haben, welcher allein es gelingen konnte, Ihm, der über ein halbes Jahrhundert hindurch in der Achtung und Freundschaft eines unvergeßlichen Fürstenpaares so köstlichen Schatz besessen, den seines Herzens würdigsten Ersatz zu gewähren. Aber wir handeln treu im Sinne des großen Abgeschiedenen, wenn wir diese letzten

Früchte seiner literarischen Thätigkeit der dankbarsten Erinnerung an Euerer Kaiserlichen Hoheit Huld und Gnade zu weihen unternehmen. Wohl kann keine irdische Macht den Genius hervorrufen oder sein Wiedererscheinen gebieten; frey und unerwartet, wie das Glück, wie alles Schönste und Edelste im Leben, ist sein Erscheinen, und sein schöpferisches Wirken. Doch die segensvollen Keime und Saaten die er ausstreut, mit frommer Hand zu pflegen und zu schirmen, und was aus ihnen Gutes und Würdiges hervorgeht, hochsinnig zu fördern, zu unterstützen, durch seelenvolle Würdi-

gung zu steigern — dieß ist das erhabene Ziel, das Euere Kaiserliche Hoheit verfolgen und welches die ehrfurchtsvollen Wünsche aller treuen Vaterlandsfreunde segnen.

Und auf solche Weise ist zugleich es Euerer Kaiserlichen Hoheit vorbehalten, Goethen das schönste, das seiner Sinnesweise zusagendste Monument zu stiften; denn es sichert das Fortwirken seines Geistes gerade in dem Lande, an dem Orte, wo er seine eigentliche Heimath fand und zu welchem noch nach Jahrhunderten, aus Nähe und Ferne, die

Tradition einer einzig großen Vergangenheit dankbare Geschlechter hinziehen wird.

Wir unterzeichnen uns in tiefster Ehrfurcht als

Euerer Kaiserlichen Hoheit

Weimar, alleruntertänigste.
den 22. Septbr.
1832. Die Herausgeber.

Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände.

Den nachfolgenden Aufsatz über die Kunst in landschaftlichen Darstellungen lassen wir gebührendermaßen gleich die erste Stelle in gegenwärtigem Heft einnehmen, weil ihn Goethe noch selbst für dasselbe entworfen, an der wirklichen Ausarbeitung aber durch den Tod gehindert worden. Ist diese kleine Schrift auch lückenhaft, wie solche sich unter dem Nachlaß unsers großen dahingeschiedenen Freundes vorfand, so bleibt sie nichts destoweniger eine dem verständigen Kunstliebhaber schätzbare, zu weiterm fruchtbringenden Nachdenken aufregende Arbeit. Allerwärts offenbart sich gründliche

Sachkenntniß im Bunde mit einem hellen, eindringenden, das Ganze umfassenden und beherrschenden Geist.

Der eigentlichen Abhandlung über landschaftliche Darstellungen war ein Blatt beygelegt, welches zwar wahrscheinlich früher geschrieben, doch seinem Inhalt nach sich auf dieselbe zu beziehen scheinet und ihr daher schicklich vorangeht. Weil aber das Fragmentarische in Goethe's Schrift zwischendurch Erklärungen nöthig zu haben schien, so ist überall, was ursprünglich zum Manuscript des Meisters gehört, durch vorgesetzte Häkchen von den Zusätzen unterschieden.

„Den größten Fehler unterlassener Mittheilung habe begangen, daß ich geglaubt: es müsse alles recht folgerecht einem Jeden zukommen, anstatt daß aus dem Folgerechtesten sich Jedermann doch nur zueignet was ihn anmuthet.“

„Und so mögen Einzelnheiten hier gegeben seyn, wie ich sie gegenwärtigen und abwesen-

den Freunden mitgetheilt oder von ihnen empfangen."

Bildende Kunst.

„Toro Farnese-Hieron."

Unsers Wissens gibt es kein antikes Denkmal von einiger Größe und ausgezeichnetem Kunstverdienst, welches einen Hiero darstellet; daher möchte zu vermuthen seyn, der Verfasser habe von der wunderschönen Münze des zweyten Hiero, welche auf dem Avers ein herrliches Haupt des Neptunus, auf dem Revers einen geschmackvoll verzierten Dreyzack zeigt, zu handeln sich vorgenommen.

„Tizian kennend die Philostrate."

Scheinet sich hauptsächlich auf landschaftliche Darstellungen von Tizian und vornehmlich auf die Staffagefiguren in denselben zu beziehen, von denen sich allenfalls behaupten läßt: sie seyen verwandten Geistes mit jenen

Gemälden, welche wir bey Philostratus beschrieben finden; auf die großen historischen Bilder und Bildnisse von Tizian aber wäre solches nicht anwendbar.

„Tiepolo's Pest.“

„Isaac Major. Einen gewissen großen obgleich nicht geläuterten Sinn.“

„Knüppelbrücke und schlechten Forsthaushalt.“

Beydes ohne Zweifel veranlaßt durch Kupferstiche der genannten Meister, welche Goethe besaß und hochschätzte.

„Der Künstler peinliche Art zu denken.“

„Woher abzuleiten.“

„Der ächte Künstler wendet sich auf's Bedeutende, daher die Spuren der ältesten landschaftlichen Darstellungen alle groß, höchst mannigfaltig und erhaben sind.“

„Hintergrund in Mantegna's Triumphzug.“

„Tizians Landschaften."

„Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

„Daher das Steile."

„Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

„Daher von oben herab das Weite."

„Hiedurch zeichnen sich aus, alle die in Tyrol, im Salzburgischen und sonst mögen gearbeitet haben."

Breughel, Jodocus Momper, Roland Savery, Isaac Major haben alle diesen Charakter.

„Albrecht Dürer und die übrigen Deutschen der älteren Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuern Gegenstände die Freiheit des Wirkens verlieren, oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und denselben gewachsen ist."

„Daher sie bey allem Anschauen der Natur, ja Nachahmung derselben, ins Abenteuerliche gehen, auch manierirt werden."

„Bey Paul Brill mildert sich dieses, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrund an Gebirgsmassen und in dem Uebrigen an Mannigfaltigkeit nie fehlen läßt.“

Das beste der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Brill (er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt) befindet sich in der florentinischen Galerie und stellet eine Jagd von Rehen und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in diesem Bilde möchten wir kühl nennen, er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus und stimmt daher vortrefflich zu den staffirenden Figuren. Das Landschaftliche, die Gegend, ist schön gedacht, einfach, großartig und gleichwohl gefällig; Licht und Schatten wußte der Künstler zweckmäßig zu vertheilen und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung ist zwar fleißig, doch weder geleckt noch peinlich; ein sanfter Lufthauch scheinet durch die Bäume zu ziehen und sie leicht zu bewegen;

das Gegenstück ist, wiewohl geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdiensten, und stellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldstrom zwischen Felsen und Gestein sich schäumend durchdrängt.

„Eintretende Niederländer."

„Vor Rubens."

„Rubens selbst."

„Nach Rubens."

„Er, als Historienmaler, suchte nicht sowohl das Bedeutende als daß er es jedem Gegenstand zu verleihen wußte; daher seine Landschaften einzig sind. Es fehlt auch nicht an steilen Gebirgen und gränzenlosen Gegenden, aber auch dem ruhigsten, einfachsten, ländlichen Gegenstand weiß er etwas von seinem Geiste zu ertheilen und das Geringste dadurch wichtig und anmuthig zu machen."

Zum bessern Verständniß des Vorstehenden über Rubens gedenken wir hier einer schätzbaren Landschaft desselben im Palast Pitti zu Florenz. Sie stellt die Heuerndte dar, ist keck,

meisterhaft behandelt, schön erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beschauer nehmen indessen mit Erstaunen in dem Werk eines Künstlers wie Rubens die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr, denn auf eine Baumgruppe vorn rechter Hand im Bilde, fällt solches rechts ein; alles übrige, die staffirenden Figuren nicht ausgenommen, ist von der entgegengesetzten Seite beleuchtet.

„Rembrandts Realism in Absicht auf die Gegenstände."

„Licht, Schatten und Haltung sind bey ihm das Ideelle."

„Bolognesische Schule."

„Die Carracci."

„Grimaldi."

„Im Claude Lorrain erklärt sich die Natur für ewig."

„Die Poussins führen sie ins Ernste, Hohe, sogenannte Heroische."

„Anregung der Nachfolger."

„Endliches Auslaufen in die Portrait-Landschaften.“

Es springt in die Augen, daß Goethe's Aufsatz hier abgebrochen, übrigens auch als bloßer Entwurf nicht in allen Theilen vollendet ist, indem, nach dem heroischen Styl, welchen Nicolaus und Caspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Joh. Both, des Ruysdael, des Dújardin, Potter, Berghem, van der Neer und Anderer Erwähnung hätte geschehen sollen. Wir unternehmen jedoch nicht darüber etwas hinzuzufügen, weil solches eine besondere umständliche Abhandlung erforderte; und so folge nun, ohne weiteres Erörtern, Goethe's zweyter, freylich auch nicht vollendeter, doch in einigen Theilen schon mehr ausgeführter Aufsatz über denselben Gegenstand. —

Landschaftliche Malerey.

„In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geschichtlichen.“

Sehr einfach, oft sogar bloß symbolisch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orgagna und andern.

„Durchaus einen steilen Charakter, weil ja ohne Höhen und Tiefen keine Ferne interessant dargestellt werden kann.“

Das Steile, Schroffe herrscht selbst in Tizians Werken, da wo er Felsen und Gebirge malt, noch vor; so ebenfalls bei Leonardo da Vinci.

„Männlicher Charakter der ersten Zeit.“

„Die erste Kunst durchaus ahnungsreich, deshalb die Landschaft ernst und gleichsam drohend.“

„Forderung des Reichthums.“

„Daher hohe Standpunkte, weite Aussichten.“

„Beyspiele."

„Breughel."

„Paul Brill; dieser schon höchst gebildet, geistreich und mannigfaltig. Man sehe seine zwölf Monate in sechs Blättern und die vielen andern nach ihm gestochenen Blätter."

„Jodocus Momper, Roland Savery."

„Einsiedeleyen."

Zu den Einsiedlern oder Einsiedeleyen sind auch wohl J. Muzians Heilige in Wildnissen dargestellt zu rechnen, welche Corn. Cort in sechs bekannten schönen Blättern in Kupfer stach.

„Nach und nach steigende Anmuth."

„Die Carracci."

„Dominichino."

Albani, Guercino, Grimaldi und ihnen an poetischem Verdienst im landschaftlichen Fach nicht nachstehend, P. Fr. Mola und J. Bapt. Mola, auch wäre J. Bapt. Viola hier noch zu nennen.

„Claude Lorrain."

„Ausbreitung über eine heitere Welt. Zart-

heit. Wirkung der atmosphärischen Erschei- nungen aufs Gemüth."

Joh. Both.

Herman Swaneveldt.

Poelemburg.

„Nicol. Poussin."

„Caspar Poussin."

„Heroische Landschaft."

„Genau besehen eine nutzlose Erde. Ab- wechselndes Terrain ohne irgend einen gebau- ten Boden."

„Ernste, nicht gerade idyllische, aber ein- fache Menschen."

„Anständige Wohnungen ohne Bequem- lichkeit."

„Sicherung der Bewohner und Umwoh- ner durch Thürme und Festungswerke."

„In diesem Sinn eine fortgesetzte Schule, vielleicht die einzige von der man sagen kann, daß der reine Begriff, die Anschauungsweise der Meister, ohne merkliche Abnahme überlie- fert worden."

Felix Meyer von Winterthur ist zwar keiner der hochberühmten Meister, allein wir nehmen Anlaß desselben hier zu gedenken, weil mehrere seiner Landschaften mit wahrhaft Poussineskem Geist erfunden sind; doch ist die Ausführung meistens flüchtig, das Colorit nicht heiter genug. Auch eines wenig bekannten Malers aus derselben Zeit, oder etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zürich; seine höchst seltenen Arbeiten halten in Hinsicht auf Reichthum und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwischen denen des Fr. Mola, Grimaldi und Cl. Lorrain, und wenn sie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der letztern reichen, so sind sie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigstens gleich zu schätzen.

Meister welche in landschaftlichen Darstellungen dem Geschmack der beyden Poussins gefolgt sind.

„Glauber."

„Franz Milet."

„Franz von Neve.“

„Seb. Bourdon.“

„Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.“

„Merians weit umherschauende Arbeiten.“

„Beyde Arten gehen noch nebeneinander.“

„Endlich, besonders durch Engländer, der Uebergang zu den Veduten.“

„So wie beym Geschichtlichen zur Portraitform.“

„Neuere Engländer, an der großen Liebhaberey zu Claude und Poussin noch immer verharrend.“

„Sich zu den Veduten hinneigend, aber immer noch in der Composition an atmosphärischen Effecten sich ergötzend und übend.“

„Die Hackertsche klare strenge Manier steht dagegen; seine merkwürdigen, meisterhaften Bleystift- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß Papier, um ihnen mit Sepia Kraft und Haltung zu geben.“

„Studien der Engländer auf blau und grau

Papier mit schwarzer Kreide und wenig Pastell-farbe, etwas nebulistisch; im Ganzen aber gut gedacht und sauber ausgeführt."

Der Verfasser zielet hier auf einige schätzbare Zeichnungen englischer Landschaftmaler, welche er während seines Aufenthaltes in Rom an sich brachte und die noch gegenwärtig unter den von ihm nachgelassenen Kunstschätzen sich befinden.

I.

„Als sich die Malerey in Westen, besonders in Italien von dem östlichen Byzantinischen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war, bey ihren ernsten großen Anfängen, die Thätigkeit blos auf menschliche Gestalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Gottähnliche vorgestellt ward. Eine kapellenartige Einfassung ward den Bildern allenfalls zu Theil, und zwar ganz der Sache angemessen, weil sie ja in Kirchen und Kapellen aufgestellt werden sollten."

„Wie man aber bey weiterem Fortrücken der Kunst sich in freyer Natur umsah, sollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite stehen; deshalb denn auch hohe Augpunkte gewählt, auf starren Felsen vielfach übereinander gethürmte Schlösser, tiefe Thäler, Wälder und Wasserfälle dargestellt wurden. Diese Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren ins Engere und Kleinere, bis sie zuletzt in dasjenige was wir Staffage nennen, zusammenschrumpften. Diese landschaftlichen Tafeln aber sollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus interessant seyn und man überfüllte sie deshalb nicht allein mit dem, was eine Gegend liefern konnte, sondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beschauer etwas zu sehen hätte und der Liebhaber für sein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von den höchsten Felsen, worauf man Gemsen umherklettern sah, stürzten Wasserfälle zu Wasserfällen hinab, durch Ruinen und

Gebüsch. Diese Wasserfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen; tiefer hinunter bespülten sie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung, und verloren sich endlich in den Ocean. Daß dazwischen Jäger und Fischer ihr Handwerk trieben und tausend andere irdische Wesen sich thätig zeigten, läßt sich denken; es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirsche und Rehe weideten auf den Waldblößen, und man würde nicht endigen, dasjenige herzuzählen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überschauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erste Bestimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einsiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten selten."

II.

„Tizian, mit großartigem Kunstgeschmack überhaupt, fing, in sofern er sich zur Land-

schaft wandte, schon an mit dem Reichthum sparsamer umzugehen; seine Bilder dieser Art haben einen ganz eignen Character. Hölzerne, wunderlich über einander gezimmerte Häuser, mittelgebirgige Gegenden, mannigfaltige Hügel, anspülende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menschliche, thierische. Auch legte er seine schönen Kinder ohne Bedenken, ganz nackt, unter freyen Himmel ins Gras."

III.

„Breughels Bilder zeigen die wundersamste Mannigfaltigkeit: gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Wasser hinab bis zum Meere; aber der Verlauf seiner Gebirge, obgleich rauh genug, ist doch weniger steil; besonders aber durch eine seltnere Vegetation merkwürdig: das Gestein hat überall den Vorrang, doch ist die Lage seiner Schlösser, Städte höchst mannigfaltig und characteristisch, durchaus aber ist der ernste Character

des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen."

„Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In seinen Werken läßt sich die oben beschriebene Herkunft noch wohl verspüren, aber es ist alles schon froher, weitherziger und die Charactere der Landschaft schon getrennt: es ist nicht mehr eine ganze Welt, sondern bedeutende, aber immer noch weit greifende Einzelnheiten."

„Wie trefflich er die Zustände der Localitäten, des Bewohnens und Benutzens irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine zwölf Monate in sechs Blättern das schönste Beyspiel. Besonders angenehm ist zu sehen, wie er immer zwey auf zwey zu paaren gewußt, und wie ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollständiges Bild darzustellen gelungen sey."

„Der Einsiedeleyen, des Martin de Vos, von Johann und Rafael Sadeler in Kupfer gestochen, ist auch zu gedenken. Hier stehen die

Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beyde sind mit großem Ernst und tüchtiger Kunst vorgetragen."

IV.

„Das siebzehnte Jahrhundert befreyt sich immer mehr von der zudringlichen ängstigenden Welt: die Figuren der Carracci erfodern weitern Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, schön bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht und überwiegt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten."

„Dominichin vertieft sich bey seinem Bolognesischen Aufenthalt in die gebirgigen und einsamen Umgebungen; sein zartes Gefühl, seine meisterhafte Behandlung und das höchst zierliche Menschengeschlecht, das in seinen Räumen wandelt, sind nicht genug zu schätzen."

„Von Claude Lorrain, der nun ganz ins

Freye, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaft-architectonische sich ergeht, ist nur zu sagen, daß er ans Letzte einer freyen Kunstäußerung in diesem Fache gelangt. Jedermann kennt seine Werke, jeder Künstler strebt ihm nach, und jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug lassen muß."

V.

„Damals entstand auch die sogenannte heroische Landschaft, in welcher ein Menschengeschlecht zu hausen schien von wenigen Bedürfnissen und von großen Gesinnungen. Abwechselung von Feldern, Felsen und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und steilen Bergen, Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernst und anständig, Thürme und Befestigungen, ohne eigentlichen Kriegszustand auszudrücken, durchaus aber eine unnütze Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, hie und da eine Schaafheerde, auf die älteste und einfachste Benutzung der Erdoberfläche hindeutend."

Siegesglück Napoleons in Ober-Italien,

Zwey und dreyßig Kupferblätter nach Appiani von verschiedenen Meistern.

In dem Königlichen Palaste zu Mayland befindet sich ein großer Saal zu öffentlichen Feyerlichkeiten und Festen bestimmt; rings um denselben geht eine Galerie her welche als Friese zu verzieren die Appianischen Bilder bestimmt gewesen; er hatte sie mit fertiger Kunst und ganzer Seele gemalt, von der Macht und Kraft seines Helden durchdrungen. Es sind einzelne Bilder auf Leinwand, grau in grau mit Wasserfarben aufgetragen.

Bey der großen politischen Umwendung wurden sie, als allzulebhafte Erinnerungen feindseliger Zwischenzeit, zwar beseitigt, doch großmüthig erhalten und bewahrt; wie sie denn jetzt auch nicht völlig unzugänglich sind.

Nun aber hatten zu jener Zeit des Zwischenreichs, in welcher Appiani leidenschaftlich malte, auch Kupferstecher ihren Vortheil zu ersehen geglaubt; es verpflichteten sich mehrere, wahrscheinlich durch Unternehmer aufgeregt, die sämmtlichen Darstellungen in Erz zu graben, aber ihr langwieriges Geschäft ward durch den raschen Weltgang übereilt; sie verheimlichten ihre nicht mehr begünstigten Arbeiten, weshalb es denn auch schwer ist, sie nur zum Theil geschweige denn ganz zu besitzen.

Zwey und dreyßig Blätter liegen vor uns; und ob sie gleich ohne Unterschrift mitgetheilt worden, so waren sie doch von genugsamer Nachricht begleitet, um uns in Stand zu setzen sie historisch auslegen zu können.

Damit aber Schlachten und sonstige Begebenheiten nicht blos dürr aufgeführt und verzeichnet werden, so verknüpfen wir sie, wenn schon mit wenigen Worten, doch im welthistorischen Zusammenhange.

Ist dieses geschehen, so werden wir sie

weiter als Kunstwerke betrachten um ihren eigentlichen Werth zu ermitteln und verhältnißmäßig zu schätzen.

Schon seit dem Jahre 1792 hatten die Franzosen das obere Italien angegriffen, sich darin festzusetzen und zu erhalten gesucht, allein dieser Vorsatz, diese Unternehmung kam erst später zur vollen Bedeutsamkeit. Im Jahre 1796 wird Ober-Italien der Hauptschauplatz des Krieges, Napoleon Bonaparte übernimmt zu Nizza den Oberbefehl über das französische Heer; unter ihm dienen als Divisions-Generale, Berthier, Massena, Augerau, Lannes, la Harpe, Menart, Joubert.

Unaufhaltsam übersteigt nun die so kräftig angeführte Heeresmacht den Gebirgsrücken, der sich nah an der Westküste des genuesischen Meerbusens hinter Finale, Noli und Savonna herzieht, und so gelangt sie bis zur Quellenregion des Po und Tanaro, unaufhaltsam wälzt sich die Masse hernieder. Ein

wichtiges Kampfereigniß drängt das andere. Und nun beginnen unsere Darstellungen.

No. 1. und 2. Schlacht von Montenotte den 11. April 1796. Hierauf die Schlacht von Millesimo und das Gefecht von Dego. (S. unten 13. a.) Der Kriegsschauplatz zieht sich in die Ebene; Turin und Parma schließen Stillstand.

No. 3. und 4. Gefecht und Uebergang der Brücke von Lodi den 10. May 1796. Ober-Italien ist verloren, Mayland in französischer Gewalt.

No. 5. 6. 7. Bonaparte's Einzug in Mayland den 15. May 1796. Hierauf wird das belagerte Mantua von Wurmser entsetzt.

No. 8. Bonaparte weist eine Auffoderung des östreichischen Generals bey Lonato ab, schlägt die Feinde bey genanntem Ort, den 3. August 1796 Wurmser in Mantua. Die Heereszüge dauern fort.

No. 9. und 10. Uebergang über die Etsch den 14—19. November 1796.

No. 11. Gefecht bey Mantua, bey dem Fort St. Georg den 15. Januar 1797. Mantua ergiebt sich. (S. unten 13. c.) Der Krieg wendet sich gegen das aristokratische Venedig und gegen Oestreich. Ober-Italien nimmt eine neue Gestalt an.

No. 12. Verbündniß des cisalpinischen Freystaats, gefeyert den 9. Jul. 1797.

No. 13. drey Medaglions die sich auf erstgemeldte Begebenheiten beziehen. a) Schlacht von Millesimo und Gefecht von Dego 14. und 16. April 1796. b) Schlacht von Castiglione. Gefecht von Peschiera den 5. und 6. August 1796. c) Uebergabe von Mantua den 2. Februar 1797.

No. 14. Abermals drey Medaglions. a) Bündniß der beyden Republiken, der französischen und cisalpinischen. b) Uebergang über den Tagliamento und Einnahme von Triest den 16. und 23. März 1797. c) die Lombardey für frey erklärt.

Napoleon Bonaparte hat genug geleistet und muß sich hüten in Frankreich furchtbar und verdächtig zu werden. Er übernimmt eine Expedition über See, die ihn lange und weit genug entfernt.

No. 15. und 16. Landung in Aegypten den 1. Jul. 1798. Indessen wird in Italien alles rückgängig, was er gewonnen ist verloren, und was ihm beyfiel unglücklich.

No. 17. Italien erscheint in seinem Jammer Bonaparten in einem symbolischen Gesichte.

No. 18. und 19. Rückkehr desselben aus Aegypten, den 7. Oktober 1799. In Frankreich erreicht er bald die hohe, schwer verdiente Würde.

No. 20. und 21. Bonaparte wird zum ersten Consul der französischen Republik ernannt den 10. November 1799.

In Italien aber ist alles verloren und nun geht der Ober-Consul mit der Reserve-Armee über die Alpen und dringt vor.

No. 22. 23. 24. 25. Schlacht von Marengo und Tod des General Dessaix, den 14. Jun. 1800.

No. 26. Capitulation der Oestreicher. Einräumung von 12 Festungen den 15. Jun. 1800. Bald darauf kehrt Bonaparte nach Paris zurück.

No. 27. Ein gutes Geschick rettet ihn von der Höllenmaschine den 24. December 1800. Gar mancherley Veränderungen gehen vor. Italien nimmt eine neue Gestalt an.

No. 28. und 29. Napoleon wird zur Würde eines Königs von Italien erhoben den 18. März 1805.

No. 30. Krönung Napoleons in dem Dom zu Mayland den 26. May 1805.

No. 31. Drey Medaglions: a) die zwey Republiken, die französische und italiänische, b) italiänischer Reichstag, zu Lion gehalten: Januar 1802. c) Napoleon Kaiser der Franzosen und König von Italien.

No. 32. Drey Medaglions: a) der Sieg von Austerlitz den 2. December 1805. b) der Sieg von Jena den 14. Oktober 1806. c) der Sieg bey Friedland den 14. Jun. 1807.

Möchte man den Helden den es gilt günstiger oder ungünstiger beurtheilen, auf die Betrachtungen, welche hier anzustellen sind, würde das wenig Einfluß haben. Der Maler Andr. Appiani, ein warmer Bewunderer Bonaparte's, belohnt und ausgezeichnet von demselben, hatte die Aufgabe sich gemacht, vielleicht auch erhalten, dessen Thaten, zumal die auf Italien sich beziehenden, in einer Folge von Bildern darzustellen; in wieferne nun diese Werke von Seiten der Erfindung und Ausführung betrachtet preiswürdig seyen, liegt uns ob zu erörtern.

Ueber die Anwendung der Bilder zur Decoration eines Saals wurde oben schon das

Nöthige berichtet, auch Reihenfolge und Inhalt angedeutet. Letzterer dürfte jedoch, zu Gunsten der Beurtheilung noch etwas näher angegeben werden müssen. Die Nummern sind mit den vorigen correspondirend.

Die Blätter No. 1. und 2. Schlacht von Montenotte. Im Ganzen wahrhaft gut erfunden und geordnet. Vorn in der Mitte des Bildes, ein großes Reitergefecht zu Gunsten der Franzosen; links etwas in der Ferne, eilige Flucht östreichischer Cavallerie und Infanterie doch in geordnetem Zug; rechts eine nachsetzende französische Reiterschaar; hier werden oben auf felsigen Höhen des Mittelgrundes Canonen genommen, dort sieht man fernerhin auf flachem Abhang eine Menge Gefangener, ein großer Haufe niedergelegter Waffen, noch ein Zug herbeyeilende französische Reiter u. s. w. Die Feinde sind von allen Seiten gedrängt, angegriffen, überwunden. Das Ganze stellt sich dem Auge so wie dem Verstand vollkommen deutlich dar und bis

so weit verdient der Maler großes Lob. Wendet sich aber die Betrachtung vom Ganzen aufs Einzelne, so gewährt das Werk weniger Befriedigung; die lebendigste Bewegung herrscht zwar durch und durch, aber es fehlt an künstlich geordneten eleganten einzelnen Gruppen, an Mannigfaltigkeit und tieferm Gehalt der Motive, das Reitergefecht besteht aus wenig anderm als aus Zuschlagen und Abwehren; einer nur entringt dem Gegner die Fahne; einer liegt und greift an den Kopf als wäre er verwundet; ein paar stürzen und einer schießt sein Pistol unter den Haufen ab. In Ausdruck und Character zeigen die Figuren nicht viele Verschiedenheit, sind aber durchgängig von hinreichend guter Gestalt, und heben sich deutlich ab.

Die Blätter No. 3. und 4. stellen das Gefecht und den Uebergang über die Brücke bey Lodi dar. Erreicht dieses Bild gleich das Vorige im Geistreichen der Erfindung lange nicht, so hat dasselbe doch ebenfalls das Ver-

dienst lebhafter Bewegung, ja in einem noch höhern merkwürdigen Grad; der Heereszug (denn eigentlich ist der nur hier abgebildet) schwebt so zu sagen vor des Beschauers Auge rechtshin vorüber, wo zu äußerst unter Dampfwolken wenige Oestreicher fliehen; französisches Fußvolk, dessen vorderste Glieder Feuer geben, dringt in langem Zug über die Brücke; — Bonaparte an der Spitze einer Reiterschaar folgt. In Betreff der übrigen Kunst-Eigenschaften wäre hier ungefähr zu wiederholen, was bey dem ersten Bild bemerkt worden.

No. 5. 6. und 7. enthalten den Einzug Bonaparte's in die Stadt Mayland. Grenadiere ziehen eben in Ordnung durch das offene Thor. Vier Adjutanten des Feldherrn folgen, dann Er selbst und hinter ihm sechs Generale, auf diese ein großer Trupp türkische Musik und zuletzt werden dichtgeschlossene Glieder von Cavallerie, gleichsam die ersten eines großen Corps sichtbar. An der Pforte stehen Zu-

schauer-Gruppen; andere verschiedenen Standes und Geschlechtes begrüßen jubelnd den Heerführer. Von erbauten Gerüsten und Logen sieht die vornehmere Welt zu. Auch in diesem Stück ist viel Bewegung, ein ruhiges feyerliches Fortschreiten, edle wohlgebildete Pferde, und geschickt beobachtetes Gleichgewicht in der Anordnung des Ganzen.

Blatt No. 8. Bey Lonato erscheint ein östreichischer Officier mit einer Auffoderung seines Generals vor Bonaparte, welche dieser abschlägt; eben wird dem Oestreicher die Binde von den Augen genommen, der französische Heerführer spricht zu ihm mit Heftigkeit, beynahe drohend. Wieder ist das Ganze geschickt angeordnet, in hüben und drüben abgetheilt, deutlich dem Auge und dem Verstand. Schade nur daß der Künstler für seinen Helden keine würdigere Gebärde wählte.

Die Darstellung vom Uebergang über die Etsch, Blatt No. 9. und 10. möchte den vorberührten Stücken entgegen mehr im Einzel-

nen als im Ganzen löblich erscheinen. Eine Reiterschaar greift auf der Brücke rechts die Feinde gewaltig an, welche theils Widerstand leisten und theils sich zur Flucht umkehren. Näher liegt eine Gruppe getödteter Feinde im Schilf, dann folgt ein großer Zug Fußvolk, sie eilen zum Angriff, Grenadiere voran, und hinter diesen schreitet kühn der Heerführer, durch Wolken von Staub, eine Fahne in der Linken und in erhobener Rechten das Schwerdt haltend; er sieht sich um, winkt und ruft die folgende Menge zum Vordringen, zum Kampf und Sieg auf. Hier ist nun das Gleichgewicht, zwischen den beyden Seiten des Gemäldes nicht genug beobachtet; der mehr malerische Theil vom Gefecht auf der Brücke und Angriff des Feindes zur Rechten geschieht in einiger Ferne und hat sonach verhältnißmäßig nur kleine Figuren, während der weniger interessante Marsch des Fußvolks zur linken aus sehr viel größern Figuren im nächsten Vordergrunde besteht. Die gewaltige Staubwolke

um den Heerführer dient zwar seiner Figur zum Grunde, hebt sie besser ab und macht solche mehr in die Augen fallend, ist aber weiter nicht motivirt.

Sehr vortheilhaft nimmt sich das Blatt No. 11. aus, man sieht in der Ferne das französische Heer über die lange Brücke von St. Giorgio nach Mantua ziehen; entgegen kommt aus der Festung eine Friedensfahne, womit Capitulation und Uebergabe bedeutet ist. Im Vordergrunde am Ufer des See's hat der Künstler ein Reitergefecht dargestellt, voll Mannigfaltigkeit und Bewegung, auch enthält dasselbe mehrere zierlich geordnete Gruppen. Strenge Beurtheilung könnte allenfalls bloß daran aussetzen, daß gegen eine große Menge Angreifender eigentlich nur zwey Feinde Widerstand leisten und auch diese blos die auf sie geführten Streiche abwehren wollen.

Die No. 12. dargestellte Gründung des cisalpinischen Freystaats und Beschwörung der

Constitution desselben, hat, gegen die vorberührten Bilder gehalten, in malerischem Betracht wenig Anziehendes. Alle Figuren stehen gerade aufgerichtet und scheinen geringen Antheil an der Handlung zu nehmen. Bonaparte, der vor einem Altar steht, die Constitution hält und solche beschwören läßt, zeichnet sich weder durch Anzug noch durch würdige Haltung hinlänglich aus; die schwörenden Abgeordneten sind steif und gar zu einförmig; selbst einige Zuschauer welche Beyfall rufen und die Hüte schwingen, scheinen nicht eben erbaut und die umschließenden Cavallerie- und Infanterie-Reihen machen die Freyheit vollends verdächtig. Es läßt sich nicht glauben, daß Appiani sich über die Sache habe lustig machen wollen, denn man findet keinen heitern Humor in seiner Darstellung, aber offenbar verfertigte er dieses Bild mit Unlust.

Auf den Blättern No. 13. und 14. findet man sechs Gemälde in Form von Medaglions, Allegorien enthaltend auf verschiedene Kriegs-

und politische Ereignisse in Italien. Je zwischen zwey Medaglions steht eine Victoria, Lorbeerkrone und Palmenzweig in den Händen; leicht bewegte zierlich drappirte Figuren. Die zwischen den Victorien und den Medaglions entstehenden Räume sind mit allerley wohlangeordneten Waffen ausgefüllt.

Blatt No. 15. und 16. Landung in Aegypten. Die Flotte liegt am Ufer, viele Boote schiffen das Heer aus, ein langer Zug Kriegsvolk zieht den öden Strand entlang gegen die Zuschauer heran; Bonaparte befindet sich mit einigen seiner vornehmsten Begleiter an der Spitze desselben im Vordergrund und zeigt den Verwunderten den unter Palmen ruhenden Nil; Victoria schwebt dem Helden und seinem Heer entgegen, Kranz und Palmzweig reichend. Wäre die Seite links in diesem Bilde, wo die Flotte liegt, die Ausschiffung geschieht und der Zug des Heeres dargestellt ist, etwas mehr zusammengezogen, so ließe sich gegen die Anordnung des Ganzen eben so we-

nig einwenden, als gegen die Erfindung überhaupt genommen sich sagen läßt.

Blatt No. 17. Bonaparte steht einsam, in sich gesammelt, tief nachdenkend; vor ihm erscheint Italia mit aufgelöstem Haar trauernd, klagend; viele ebenfalls jammernde Kinder bey ihr; zu Füßen liegen das Horn des Ueberflusses, die Symbole der Künste; das Land Aegypten ist als weite Wüste angedeutet, in der Ferne Pyramiden und Caravanen, Alexandrien mit seinem Hafen und Schiffen, in der Nähe Palmgebüsch. Wir stehen nicht an, das Ganze als gut gedacht höchlich zu loben, die Gruppe der Italia mit ihren Kindern ist verdienstlich, wie wohl sie in den einzelnen Theilen noch kunstgerechter angeordnet seyn könnte.

No. 18. und 19. Das Schiff, worauf Bonaparte aus Aegypten absegelt, langt eben am französischen mit dem Freyheitsbaum bezeichneten Ufer an; Neptun begleitet dasselbe. Der Gott ist umgeben vom Chor jubelnder

Nymphen und Tritonen; er heißt die Stürme schweigen, das Meer ruhig seyn. Halb versteckt in den Wolken entweicht ein Trupp böser Dämonen unter denen man den Neid erkennt. Dem Schiff, das den Helden zurückbringt, fliegt die Siegesgöttin voran. Auch gegen diese allegorische Darstellung dürfte sich nichts von Erheblichkeit erinnern lassen.

No. 20. und 21. Bonaparte erster Consul. Das personifizirte Frankreich sitzt, einer Roma gleich, auf prächtigem Thron, umgeben von Kriegern; der Held steht vor ihr und hat eben das Schwerdt der Gewalt empfangen; Minerva scheinet ihn der Thronenden vorzustellen. Er führt die Victoria an seiner Hand; Sie und Mars, welcher hinter ihr und dem Consul steht, zeigen auf das in der Ebene verbreitete Heer. Fama schwebend macht die Erhebung des Helden kund. Alles dies geht im Bilde links vor. Auf der Seite zur Rechten hat der Maler sehr verständig, als nöthiges Gegengewicht in der Composi-

tion, eine reitende Schaar Kampf= und Siegesgenossen Bonaparte's angebracht.

No. 22. 23. 24. 25. Schlacht von Marengo. Ein so sehr langer und schmaler Raum als diese vier Blätter an einander gereiht ausmachen, entschuldigt den Maler schon hinreichend darüber, wenn sich nicht alles auf einen Blick fassen läßt, die verschiedenen Theile des Gemäldes einander nicht vollkommen das Gegengewicht halten. Fangen wir an das Werk von der Linken zu betrachten, so zeigen sich zuerst in einiger Ferne Reste des östreichischen Heeres fliehend; sodann in der Nähe unordentlich einzeln fechtende Reiter, unter ihnen an der Erde viele todt liegende Menschen und Pferde, dahinter ein gemischter Haufe Krieger eben angegriffen von wohlgeordneter französischer Infanterie. Der Consul und Feldherr reitet ruhig und mit edler Haltung über das Schlachtfeld, begleitet von seinen Guiden; eine schwebende Siegesgöttin setzt ihm den Kranz auf, aber entgegen wird ihm die

traurige Botschaft gebracht, Dessaix sey gefallen, welchen man auch weiterhin, von Dienern, Freunden und Kriegern umgeben, todt liegen sieht. Das Bild zur Rechten weiter fortsetzend, hat der Maler noch auf dem nächstfolgenden Blatt No. 26. einen Genius angebracht, der auf Waffen steht, Palmenzweig und Lorbeerkrone nebst einem Schild haltend, worauf er das Wort RESTITVIT schreibt. Ein Flußgott, wahrscheinlich den Po bedeutend, liegt an seiner Urne und sieht mit Verwunderung zu. Im Grunde zeigen sich Gebäude, zwischen denselben auf einer Säule die Freyheits-Mütze errichtet und am Fuß der Säule ziehen Schaaren von Kriegsvolk. Es ist nöthig zu bemerken, daß diese Allegorieen, Genius, Flußgott ꝛc. sich auf die Capitulation des östreichischen Heeres und Bedingung der Uebergabe von zwölf Festungen beziehen.

Das Blatt No. 27. macht für sich allein ein Bild aus; links sitzen die Parzen und

spinnen, dann in nischenförmiger Vertiefung ein Alter, wahrscheinlich der Zeitgott, mit weitem ihn fast verhüllenden Mantel bekleidet; den Fuß auf eine Kugel gesetzt, umfaßt er mit der Gebärde sorgfältiger Bewahrung eine Urne und hält in der Hand die Scheere, welche er der nächsten Parze entwandt zu haben scheinet. Neben dem Alten befindet sich in einer andern Nische ein brennender Altar mit der Inschrift: VICTORIAE SACRVM und über demselben eine Tafel worauf die Worte stehen: VOTA PVBLICA. Alles dieses soll sich auf die Begebenheit von der Höllenmaschine und wie Bonaparte damals der Gefahr glücklich entging, beziehen. Wohlersonnen ist nun freylich die Allegorie nicht, inzwischen hat das Ganze ein gefälliges Aeußere; auch muß zugegeben werden, daß es für den Künstler sehr schwer war diese Aufgabe durch allegorische Bilder hinlänglich deutlich zu machen.

No. 28. und 29. Bonaparte wird König

von Italien. In prächtig verziertem Raum steht in der Mitte der reichgeschmückte Thron; links an demselben auf hohem Fußgestelle eine sitzende Statue der Freyheit; rechts eben so eine sitzende weibliche Gestalt, welche in der Hand etwas Triangelähnliches hält, wahrscheinlich den Buchstaben A, wodurch Ausonia bedeutet werden soll. Gallia, an dem Hahn auf ihrem Helm kenntlich, führt den Helden an der Hand zum Thron; weiter stehen rechts und links zahlreiche Gruppen von Figuren verschiedenen Geschlechts, Standes und Alters; hier am Ende des Bildes siehet man die Minerva, vor welcher die Laster und scheußliche Ungeheuer fliehen; am andern Ende schreitet Apollo heran, begleitet von den Grazien und Genien der Künste.

No. 30. Mit dem Königsmantel bekleidet steht Bonaparte vor dem Altar im Dom zu Mayland und setzt sich selbst die Krone auf; andere Reichs-Insignien liegen auf dem Altar

und an einer Stufe desselben ist das Wort CONSTITVIT zu lesen. An beyden Seiten des Altars sind große Gruppen hoher Geistlichkeit, Reichsdignitarien und sechs Frauen, wahrscheinlich die zum Hause Bonaparte's gehörigen. Das Schiff der Kirche ist mit Zuschauern angefüllt und hinter denselben erhebt sich der Musikchor. Gegen die Darstellung im Allgemeinen, wie auch gegen die Anordnung der Theile läßt sich wenig sagen, vielmehr hat der Künstler in den langen schmalen Raum sich recht gut zu fügen gewußt. Beyläufig mag hier die Bemerkung Platz finden; daß das Selbstaufsetzen der Krone im Gemälde keine gute Wirkung weder thut, noch thun kann. Vernehmen wir mit dem Ohr: Einer habe sich die Krone selbst aufgesetzt, so erregt solches den Begriff von selbstständiger gewaltiger Kraft und Macht; wird aber das Selbstaufsetzen uns gemalt vor Augen gebracht, so ist und bleibt die Krone doch immer nur eine Art von Hut und das Aufsetzen ein Dienst,

den der, welcher solches verrichtet, sich selber leistet.

Die Blätter No. 31. und 32. enthalten nach Art der angezeigten No. 13. und 14. jedes drey Medaglions mit allegorischen Bildern, dazwischen Victorien und in den entstehenden Winkeln Waffen.

Noch bleibt uns übrig des Malers Eigenthümlichkeit, sein Kunstvermögen, und in wie ferne er der übernommenen Aufgabe sich glücklich entledigt, zu betrachten; endlich auch der Kunst der Kupferstecher mit wenigem zu gedenken.

Appiani besaß, wie sich aus dieser seiner weitläuftigen Arbeit ergibt, reiche Erfindungsgabe; so haben z. B. die acht zwischen Medaglions stehenden Victorien, Blatt 13. 14. 31. und 32. alle gleiche Stellungen und sind auch auf ähnliche Weise bekleidet, obwohl sie sich hinlänglich unterscheiden und man keine eigentliche Wiederholung nachweisen kann. Ein sehr kräftiger wissenschaftlicher Zeichner war Appiani nicht,

wie sich theils aus dieser Blätter=Folge, theils aus Zeichnungen von seiner eignen Hand ergiebt; doch weiß er sich mit menschlicher Gestalt, wie auch mit Pferde=Figuren in den verschiedensten Ansichten, ja, wo es nöthig ist, sogar in schweren Verkürzungen hinreichend abzufinden. Ueber die Motive und wie er sie zu nehmen pflegt, ist oben schon gelegentlich einiges gesagt worden. Die Falten haben meist zierlichen leichten Wurf, die Gliederformen sind nie unter den Gewändern versteckt, zuweilen sogar mehr angedeutet als eben erforderlich scheint. Dieser Meister besaß auch ein helles fröhliches Colorit, welche Kunsteigenschaft aber hier nicht in Betracht kommt, weil die Gemälde um die es sich handelt, nur mit einer Farbe gemalt sind. Licht und Schatten wußte er sich gut zu Nutze zu machen, die Massen sind nirgends unterbrochen, alles zielt dahin, die Darstellung deutlich, die einzelnen Theile vortretend und zurückweichend erscheinen zu lassen. Gewinn für die Bedeutung daraus zu ziehen,

oder frappante malerische Effecte scheint überall nicht beabsichtigt.

Betrachten wir jetzt die gesammten so eben beschriebenen Bilder noch in ihrem Zusammenhang als ein großes fortlaufendes Ganze, so ist das Werk allerdings ehrenwerth und wir wüßten aus der neuern Zeit kein Kunstproduct ähnlicher Art anzuführen, welches diesem vorzuziehen wäre. Es war zu Ehren des Helden unternommen, sollte seine Thaten darstellen nur in so ferne sich solche auf die von ihm gestiftete Republik und nachheriges Königreich Italien beziehen, und dieses ist verständig, ohne Ueberfluß und Einmischung von Ungebührlichem, geschehen. In der ersten Abtheilung, Blatt No. 1 — 12. möchte man sich über etwas Kargheit beschweren. Der Zug nach Aegypten, die Wiederkehr und Erhebung Bonapartes zum ersten Consul der französischen Republik, sind freylich außeritaliänische Begebenheiten, stehen aber, so wie der Künstler sie uns vor Augen bringt, besonders durch die geschickte

Einschiebung des Erscheinens der traurenden Italia vor dem Helden, in Verbindung mit der so höchst folgenreichen Schlacht bey Marengo, durch welche damals der italiänische Staat aufs neue gegründet ward. Ist gleich das hierauf folgende Bild, Blatt No. 27. auf den Vorfall mit der Höllenmaschine bezüglich, als Allegorie dunkel, so ist es doch an sich selbst gefällig, verbindet die mit mythologischen Figuren endigende Darstellung der Schlacht von Marengo mit dem halb allegorischen Bild, Blatt No. 28. und 29. der Inthronisirung Bonaparte's; dieses aber ist an seinem Ort nun wieder ein schicklicher Uebergang zu dem völlig realen Kronaufsetzen im Dom zu Mayland, Bl. No. 30. Auch wird durch jenes allegorische Bild der Zeitraum von etwa fünf Jahren, zwischen der Schlacht von Marengo und Creation des Königreichs Italien ausgefüllt, oder besser gesagt für das Auge auf eine geschickte Weise vermittelt.

Die vier Tafeln 13. 14. 31. und 32. dürf-

ten wohl zunächst vom Raume, welchen der Künstler mit seinen Gemälden ausfüllen sollte, veranlaßt seyn; inzwischen sind sie passend erfunden, bringen theils die minder wichtigen Begebenheiten des französisch-italiänischen Kriegs in Erinnerung, theils berühren sie jene äußern großen Ereignisse, welche auf eine Weile für ganz Europa entscheidend waren und also auch auf Italien Einfluß hatten, wie die Schlachten von Austerlitz, von Jena und von Friedland.

Vom Stich der sämmtlichen Blätter genügt es zu sagen: daß sie ohne Ausnahme sauber mit Fleiß und Sorgfalt radirt, von den bessern und besten Meistern der gegenwärtig so blühenden Mayländischen Kupferstecherschule gearbeitet sind; es gereicht ferner zum Lobe des Werks, daß alle Blätter in wenig unterschiedener Manier behandelt sind und, wenn man sie nicht genauer betrachtet, wie von einer Hand verfertigt, erscheinen.

Meyer.

Ueber Goethe's Colossalbildniß in Marmor von David.

Der französische Bildhauer Mr David, welcher zu Paris große öffentliche Werke ausgeführt und bey seiner Nation für den besten oder wenigstens einen der besten jetzt lebenden Meister des Faches gilt, fand sich im Sommer des Jahres 1829 aus eignem freyem Antrieb bei Goethe ein, um dessen Bildniß zu verfertigen. Goethe entsprach dem Wunsch des ehrenwerthen Künstlers und gewährte ihm hinreichende Sitzungen, wodurch denn ein mit vielem Fleiß behandeltes Modell des Kopfs zu Stande kam, das, woferne man sich die passende ganze Figur dazu denken wollte, zu einem an Größe

dem farnesischen Hercules nicht nachstehenden Werke Gelegenheit geben würde.

Nach Paris zurückgekommen, arbeite Mr David sein Modell in weißem Marmor aus, dem Dichter zum würdigen Geschenk. Seit dem 28. Aug. 1831 bewahrt die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar dieses Kunstwerk und, dem kunstliebenden Publicum nähern Bericht von dessen Beschaffenheit mitzutheilen, sey unsere gegenwärtige Aufgabe.

Daß man im Beurtheilen der Werke bildender Kunst sorgfältig das Zeitalter aus welchem sie herrühren und den damals herrschenden Geschmack beachten müsse, steht als unbestreitbare Regel fest, weil es außerdem nicht möglich seyn würde entgegenstehenden Verdiensten, z. B. denen des Albrecht Dürer, oder des Martin Schön, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und doch auch die Arbeiten eines G. Douw, D. Teniers, G. Schalken und anderer solcher Meister gehörig zu würdigen; die naive Einfalt des Giotto in kunstloser Einklei-

dung dem eleganten Geschmack der kühnen Behandlung des Guido Reni gegenüber. Hieraus folgt aber, daß der Beurtheilende, wie die Entstehungszeit eines Werks, eben so die verschiedenartigen Bestrebungen der Künstler und Schulen in Erwägung zu ziehen hat. Italiänische Kunsterzeugnisse, meist religiösen Inhalts, zeigen überhaupt mehr Ernstes, edlere Gestalten, schönere Gliederformen; sie verleugnen selten den Einfluß der Antike. Die Niederländer, an die Natur sich haltend, schildern mit Vorliebe Scenen des gemeinen Lebens; sie suchen das Auge durch scheinbare Wahrheit zu reizen, durch Fleiß, große Nettigkeit in der Ausführung, gutes Colorit und den Zauber malerischer Effecte; nicht selten findet sich wahrhaft Poetisches unter solchem bescheidenen Aeußern vorgetragen.

Wer nun die Vorzüge italiänischer Bilder richtig würdigen und gegen die hochschätzenswerthen Leistungen der Niederländischen Maler ebenfalls Gerechtigkeit üben will, wird sol-

ches nur dann zu thun vermögen, wenn er sich dem verschiedenen Geschmack und den abweichenden Kunstansichten zu fügen weiß. Eben dieses ist auch in Beziehung auf französische Werke nöthig; die nationale Eigenthümlichkeit der französischen Meister, ihre von der unserigen abweichende Weise die Natur anzuschauen und daher entstehende wesentliche Differenz in den Kunstbegriffen, dürfen nicht unberücksichtigt bleiben. Gewiß ist der französische Kunstgeschmack im Allgemeinen nicht zu empfehlen, denn das Theatralische, was allen Productionen desselben anhängt, kann für offenbaren durchaus nicht zu rechtfertigenden Irrthum gelten. Andere aber irren ebenfalls und beeinträchtigen die Kunst, wiewohl auf andere Weise. Daher wagen wir zu sagen: Wer nicht mit den Eigenthümlichkeiten der Franzosen, ihren Sitten und der aus denselben hervorgehenden Denkart gründlich bekannt ist, sollte nur mit großer Vorsicht und besonders mit Mäßigung über die von ihnen herrührenden

Kunsterzeugnisse urtheilen, indem er sonst gegründeten Vorwürfen herber Strenge, wenn nicht gar der Unbill, sich aussetzt.

Diese und ähnliche Betrachtungen veranlaßte das obenerwähnte Colossal-Bildniß Goethe's von Mr David, worüber wir jetzt ausführlichere Nachricht geben.

Nicht leicht sind über ein neues Kunstproduct so ganz verschiedene Meinungen geäußert worden, als wir über das zu vernehmen hatten, welches uns hier beschäftigt. Einige, und zwar wackere gescheute Leute, aber mit französischer Geschmacksbildung, priesen dasselbe ohne Maaß als ein unübertreffliches Meisterstück; andere hingegen, welche der Kunst in Deutschland und in Italien sich beflissen hatten, wollten die Arbeit durchaus nicht für eine ganz gelungene gelten lassen. Wir an unserm Ort glauben: die Lober so wie die Tadler seyen beyde in ihren Aeußerungen von der rechten Mittelstraße abgewichen und man werde die so ganz verschiedenen Urtheile sich

aus jener oben zur Sprache gekommenen nationalen Geschmacksrichtung erklären müssen. Als zuverlässig ist anzunehmen, daß alle auf gewöhnlich deutsche Weise Gebildeten, sich schwerlich ganz mit dem Werk des Mr David werden befreunden können. Wie solches jetzt, da die Localität freylich einen völlig zusagenden Platz nicht darbieten kann, aufgestellt ist, macht das Ganze, zumal in einiger Entfernung, nicht sogleich günstigen Eindruck; näher tretend wird aber der kundige Beschauer allmählig besser befriedigt und fühlt bey genauer Untersuchung des Details sich gern zum Beyfall verpflichtet. Die Augen, so wie der Mund, sind besonders lobenswerth; jene, mit treuester Sorgfalt der Natur nachgebildet, haben einen geistreichen sinnigen Blick, erscheinen jedoch in Verhältniß zu den übrigen Theilen, vornehmlich zur Nase, etwas klein. Der Mund ist, unsers Erachtens, vortrefflich gelungen, höchst wahrhaft, von angenehmer Form; die Lippe ein wenig gehoben, wie

zum Sprechen, und dadurch gleichsam beseelt. Das Milde, Weiche, wodurch der treffliche Künstler den äußerlichen Character aller fleischigen Theile auszudrücken wußte, bewährt seine überaus große Fertigkeit in Behandlung des Marmors. Auch die Ohren sind mit löblichem Fleiß ausgeführt; sie stehen indessen etwas weit zurück und dürften vielleicht ein wenig größer gehalten seyn. An den Haaren verdient der meisterhaft geführte Meißel unsern vollen Beyfall, hingegen möchte man ihnen noch etwas gefälligern Lockenschlag wünschen; sie sehen fast ein wenig zerzaust aus, umstarren das Haupt und bewirken zum Theil den vorhin schon erwähnten minder angenehmen Eindruck des Ganzen aus der Ferne; übrigens sind sie, was günstig bemerkt und als wirkliches Verdienst anzurechnen ist, um die Stirne sehr gut angesetzt.

Sey uns nun vergönnt auch das geistreiche Urtheil eines französischen Kunstfreundes wörtlich hier anzuschließen, um was wir oben über

die Verschiedenheit der nationalen Geschmacks-richtung äußerten, noch anschaulicher darzu-legen.

Le buste de Goethe par David est beau comme celui de Châteaubriand, de Lamartine, de Cooper, comme toute application de génie à génie, comme l'oeuvre d'un ciseau apte et puissant à la reproduction d'un de ces types créés tout exprès par la nature pour l'habitation d'une grande pensée.

De toutes les ressemblances tentées avec plus ou moins de bonheur, dans tous les âges de cette longue gloire, depuis sa jeunesse de vingt ans jusqu'au buste de Rauch, le dernier et le mieux entendu de tous, ce n'est pas une prévention de dire que celui de David est le meilleur, ou pour parler plus franchement encore, la seule réalisation de cette ressemblance idéale, qui n'est

pas la chose, mais qui est plus que la chose, la nature prise au-dedans et retournée au dehors, la manifestation extérieure d'une intelligence divine passée à l'état d'écorce humaine. Et il est peu d'occasions comme celle-ci, où l'exécution colossale ne semble que l'indication impuissante d'un effet réel. Un front immense, sur lequel se dresse, comme des nuages, une épaisse touffe de cheveux argentés, un regard de haut en bas creux et immobile, un regard de Jupiter olympien, un nez de proportion large et de style antique, dans la ligne du front; puis cette bouche singulière avec la lèvre inférieure un peu avancée, cette bouche, tout examen, interrogation et finesse, complétant le haut par le bas, le génie par la raison; sans autre piedestal que son cou musculeux, cette tête se penche comme voilée vers la terre: c'est l'heure où le génie couchant abaisse son régard vers ce monde qu'il éclaire encore d'un rayon

d'adieu. Telle est la description grossière du buste de Goethe par David. —

Immerhin mögen wir uns glücklich schätzen ein so würdiges, bleibendes Denkmal der enthusiastischen Verehrung des genialen Ausländers für unsern Goethe zu besitzen.

Meyer.

Aus Italien an Goethe.

I. Aus Villa Pliniana

mit einem Lorbeer-Blatt, 28. August 1829.

Am heiligen Quell von Lorbeern rings umrauscht,
Dem vor Jahrhunderten einst Plinius gelauscht,
Wo seine Muse göttergleiche Stunden
Fern von der Welt im stillen Hain gefunden, —
An jenem See von Bergen rings umhegt,
Den heitrer Barken Ruderschlag bewegt,
An dessen Ufern, feenhaft geschmückt,
Den fernen Wandrer Bild an Bild entzückt,
Gedacht' ich Dein! — O lafs diefs Blatt Dir sagen
Welch warmes Herz hier Deinem Fest geschlagen! —

Den Becher füllt' ich an der Quelle Rand
Und faſst' ihn tiefbewegt mit frommer Hand,
Zu Göttern flehend die im Stillen walten,
Dein theures Haupt uns segnend zu erhalten!
Da — wie von sanftem Geisterhauch bewegt —
Wird das Gezweig des Lorbeers rings erregt;
Es schwebt ein heilig Blatt mir in die Hand,
Erhörten Flehens heitres Unterpfand!

Friedrich von Müller.

II. Aus Pompeji.

Mit einem Fläschchen lacrimae Christi. Oktober 1829.

Wie sie doch schaufeln und wühlen in Gräbern und in Katakomben,
Siehe! welch glücklichen Fund haben sie heute gethan!
Aber schon streiten sie sich, die Hochgelahrten, doch endlich
Ward für ein Thränengefäfs was sie gefunden erkannt.
Wie? auch Thränen die gab es in diesem glücklichen Lande?
Ja! und der Thränen fürwahr, giebt es auch heut noch allhier.

Scheuert und spült mir das Glas! mit Thränen
wollen wir's füllen
Die auf dem Heerd des Vesuvs glühend die
Traube geweint.
Aber dem Todten nicht gilt, was wir hier sammeln in Liebe,
Ihm, dem Lebenden gilt's, der uns in's Leben
geführt.
Hast du uns Thränen in's Auge gelockt und Lust
in die Seele,
Sey nun die Thräne der Lust, Dir, dem Beglückten, geweiht!

F. Förster.

Epochen geselliger Bildung.

(Niedergeschrieben bey Eröffnung des Weimarischen Lese-Museums durch höchste Begünstigung, 25. April 1831.).

I.

In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise; die Verhältnisse sind die intimsten, man vertraut nur dem Freunde, man singt nur der Geliebten, alles hat ein häusliches Familienansehn. Die Zirkel schließen sich ab nach außen und müssen es thun, weil sie in dem rohen Elemente ihre Existenz zu sichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Muttersprache, man nennte mit Recht diese Epoche

die Idyllische.

II.

Die engen Kreise vermehren sich und deh-

nen sich zugleich weiter aus, die innere Zirkulation wird lebhafter, den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht, die Kreise bleiben abgesondert, aber nähern sich und lassen einander gewähren. Ich würde diese Epoche nennen die

Sociale oder Civische.

III.

Endlich vervielfältigen sich die Kreise und ziehen sich von innen immer mehr heraus, dergestalt, daß sie sich berühren und ein Verschmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünsche, ihre Absichten dieselben sind, aber sie können die Scheidegränzen nicht auflösen.

Nennen wir diese Epoche einstweilen:

die Allgemeinere.

IV.

Daß sie aber universell werde dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns ge-

genwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen, seit vielen Jahren, treulich durchgefördert; so gehört ein höherer Einfluß dazu das zu bewirken was wir heute erleben: Die Vereinigung aller gebildeten Kreise die sich sonst nur berührten, die Anerkennung Eines Zwecks, die Ueberzeugung wie nothwendig es sey sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufs, im realen und idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremde Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins Gleiche und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Diese Darstellung möchte wohl den herzlichsten Dank und die redlichste Panegyrik den hohen Begünstigenden aussprechen.

J. W. Goethe.

Le Livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladvocat 1831.

Die Veranlassung dieses Werkes ist, wie sein Gehalt, jeder Aufmerksamkeit werth. Der eben genannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert seit geraumer Zeit manches aufstrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt sind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zustand versetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen sich dankbar, für sich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Diesem Werke gedachte man zuerst einen andern Titel zu geben; es ward angekündigt als: Le Diable boiteux à Paris, und sollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenschilderung der pariser Zustände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bey näherem Ueberschauen und Würdern des sich anhäufenden Gehaltes, fand man jedoch, daß man sich Unrecht thue an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleichkomme, erschienen sey, soviel Verdienstliches auch solches enthalten möge. Hiervon giebt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchst einfache Weise, ein Mitarbeiter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntniß.

I.

Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachabdecker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchstreichhaltigen Stoffes. Asmo-

dée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, lieblos oder theilnehmend, vom Aristophanes herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Miethmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun erfreuen. Sie lassen uns gealterte Personen sehen, die wir vor soviel Jahren in glänzender wirksamer Jugend gekannt. Die mannigfal-

tigsten Denkweisen und Gefühlarten mitthei-
lend gewinnen sie uns für Interessen welche
nicht die unsrigen sind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den französischen und besonders mit den pariser Angelegenheiten bekannt ist, man desto größeren Antheil an diesem Werke nehmen wird. Deutsche Leser werden manches zurückweisen, obenhin behandeln und sich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchsten Bewegungen des Tags eingreifenden Aufsätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beyträge, wie man Karten mischt, durch einandergeschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bey dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur Weniges daher aus den 18 Ar-

tikeln aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

II.

Une Maison du Marais.

Das kümmerlichste Daseyn, meist älterer, anständiger, zurückgezogener Personen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit, bey grilligem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am alten, häuslich Herkömmlichen; bey dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirthin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionirter Canzleyverwandter, der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen für sich und seine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bey der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freyeren Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann füllt ein behägliches honettes Daseyn vollkommen aus, indem er sich in täglicher gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein pariser Bürger, weniger solid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherley Verlegenheiten, nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar

vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff, daher geht er kühn drauf los, compromittirt seine Gesellschaft aufs Schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechszehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizey eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Charactere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Gräulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten im Wasser oder sonst gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und geängstigt; hier aber werden wir auf das Anmuthigste wieder ins Leben geführt. Zwey zu dieser Anstalt verpflichtete Männer, leben unter demselben Dache über diesen sich täglich erneuernden Gräuelscenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübsche, wohleingerichtete anständige Leute; bescheidene aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bey dem einen Bewohner vier hübsche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der

Post fahrend, schläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das sie aufs Land bringen will, von ihrem Schooße unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, so wie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgetheilt, ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern indem sie sich entfernt, allein sie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedicht von zwey verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegensatz, gegen jenen Naturfrieden hier seine Wirkung thun; zu Tausenden und Abertausenden ist dieses einzige Gebäude

durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblicke als der Besitzer diese königlichen Räume verläßt um in königlicheren seine Residenz aufzuschlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen, und sich dort, ihre Leiden-

schaft nährend, dergestalt verweilen, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs emsigste nach der Localität wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das engste Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingiebt, Marats Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer wo sie gewartet hat betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Bade-Wanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Weniges, versichert man ihm, sey seit jener Zeit verändert; wo denn auf- und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm beym Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Localität, so wie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft unserem Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Curiositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreyt. Es ist nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereyen, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesses sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er

ein Buch, das er in einer vorseyenden Auction im Catalog angestrichen, schon dreymal besitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben," versetzte er, und es ward zum vierten Mal angeschafft.

Bey Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt genau besehen etwas ähnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied statt findet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar seine Hand ans Herz legen und sich freuen wenn es in seinen Schatzkammern anders aussieht.

XII.

Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann diesen und andere Aufsätze, deren Gegenstand uns schon früher bekannt war, doch immer als Musterbilder ansehen, die solche Gegenstände in ihrer allgemeinen Characteristik darstellen. Höchst interessant aber ist

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man sieht in ein geselliges lebhaftes Kunstleben hinein, wo sich talentvolle junge Männer auf geistreiche Weise gesellig unterhalten. Auch hier läßt sich das anarchische Prinzip einigermaßen bemerken; jeder scheint als Künstler nach seiner eignen Weise zu verfahren, eine heitere Geselligkeit verbindet sie, von keinem Meister ist die Rede von dem man etwas zu

lernen dächte, auf dessen Urtheil sich irgend ein Unternehmen bezöge. David ist längst abwesend und todt, und das Talent des Baron Gérard scheint außer diesem Kreise zu liegen. So angenehm aber es auch seyn muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Characteristik, kennen zu lernen, so hat doch

XIV.

Abbaye au Bois

ein allgemeineres Interesse. Wer erwartete in diesen ehmals versumpften und düsteren Klosterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menschen beherbergten, gegenwärtig mehr als Einen literarischen Salon eröffnet zu sehen. Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechsel der Zustände ihrer früheren glänzenden Wirksamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anständigen Zimmern. Madame Recamier versammelt noch immer achtenswerthe, sie hochachtende Personen.

Nun aber aus diesem von allem Geräusch entfernten stillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feste im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Carl X. zum letzten Mal von seinen Verwandten gefeyert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert selbst das Fest, womit man seine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt sich zu gestehen, daß man auf einem Vulkan jubele.

Dieser, wir dürfen es wohl gestehen, welthistorische Aufsatz, überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldeten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dieß ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieses Letztern und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Diese drey letzten Beyträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders seyn kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegeneinander überstehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Theil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen.

Goethe.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet mit dem Wunsch: ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. Wie sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, so bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich das Gehörige schriftlich zu erwiedern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa, als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen solchen Grad gebildet hat daß er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen, mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich, wird es aber dem Jüngeren einzusehen, daß hiedurch, im höhern Sinne, noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Innern vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Va-

terland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche: denn viele, die auf demselben Wege gehn, werden sich zusammen gesellen und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzufern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die

heitere Gesellschaft sich vereinzeln und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten.

Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beym Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwickelung sich freuen. Und so sey mir erlaubt diese Herzensergießung mit einem Reimwort zu schließen:

Jüngling merke dir, in Zeiten
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Goethe.

Ueber Objectives und Subjectives in der Kunst.

I.

An Goethe.

Wetzlar, 12. September 1831.

Verehrtester, theuerster Freund!

Diese letzten Augenblicke des hiesigen Aufenthalts bringen so viel Wehmüthiges über mich, daß ich äußerer Mittel bedarf, um einen heitern Abschied nehmen zu können. So wende ich mich denn zunächst an Sie mit dem innigsten Danke für die Liebe, die Sie auch hier mich im Stillen haben mitempfinden lassen. Ihr Geist war es, der mich auf allen

diesen Höhen, in allen Thälern, in Gärten, auf Wiesen und Weiden beglückte: ich war nirgend ohne Sie.

Möchte doch ein Landschafter von Talent dieser anmuthigsten Gegend seine Studien widmen! Käme ihm dann, wie mir, bey jedem Tritte Ihr jugendlicher Geist entgegen, so würde ihm die Bedeutung aller der unendlich schätzbaren Einzelnheiten im rechten Momente inne werden, an denen die Menschen stumm vorübergehen.

Hiebey fällt mir sehr gelegen Ihr Brief an Schiller No. 349. *) wieder bey, auf welchen dieser Treffliche in No. 359. **) Ihnen nicht genug that und über den ich, wie über Vieles, Ihnen schon vor Jahren Antwort schuldig geblieben. Da ich mich dieses Falles, der mir damals zu eigener Entwickelung eines

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3. Band, S. 202 u. f.

**) S. 205 u. f.

der Hauptbegriffe verhalf, durch welche Sie unsre Zeit auf eine erhöhete Bildungsstufe gehoben haben, nunmehr klar erinnere, so erlauben Sie, daß ich mich darüber ausspreche.

Sie hatten bey jenem Aufenthalte zu Frankfurt, der Sie innerlich so tief erregte, zum ersten Male mit Bewußtseyn das Bedeutende als ein Objectives erkannt, eine Wahrnehmung, die, als bewußte, vielleicht seit Anbeginn der griechischen Kunstepoche nicht wieder gemacht worden war, unbewußt aber von jeher aller Kunst zu Grunde lag. Sie schrieben solche einer Art von Sentimentalität zu, und dieß scheint Schiller irre geführt zu haben, indem er Ihren Begriff des Objectiv-Bedeutenden oder Symbolischen nicht zu fassen wußte, sondern alles Bedeutende lediglich in die Empfindung des Subjects setzte. Gewiß würde Schiller späterhin die Schwäche seines Räsonnements erkannt haben, und in den folgenden Briefen scheint er, von der Sache ergriffen, versucht zu haben, Ihren Spuren

nachzukommen; aber es gelang ihm damals nicht. Durch Ihre Propyläen muß er aber unfehlbar damit aufs Reine gekommen seyn. Wie wäre das Bedeutende zur Anschauung zu bringen, wenn es nur vom anschauenden Subjecte abhinge? Wie wäre Kunst überhaupt alsdann möglich? Und eben so wenig kann das Bedeutende, wie Schiller meint, überall vorhanden seyn, wo das Subject es zu empfinden in der Stimmung ist; es ist vielmehr nur da vorhanden, wo es an seiner Stelle ist, oder wo seine Stellung es bedeutend macht. Diese Stellung, in der das Bedeutende allein als bedeutend erscheint, sey sie in der Zeit, das heißt in der Succession, wie in den Fällen, die Ihr Frankfurter Brief bezeichnet und wie in der Poesie es überhaupt nur möglich ist, oder im Raume, wie in der bildenden Kunst, gegeben, so ist es eben des Poeten, des Künstlers glücklicher Beruf, sie zu finden, zu erkennen, und zur Kunstdarstellung anzuwenden. Kein Wort, keine Linie,

keine Figur, können Poet und Künstler anders als in diesem mehr oder weniger bewußten Sinne hinstellen; nichts gilt, nichts wirkt in der Kunst, wobey nicht zunächst die Bedeutung intendirt würde. Alle Realitäten als solche liegen außer der Kunst; daher auch das Characteristische nicht, wie Hirt noch letzthin that, mit dem Bedeutenden verwechselt werden kann, da es an sich lediglich real ist und erst durch die ihm angewiesene Stellung bedeutend wird.

Um gegen Schiller gerecht zu seyn, sagen wir jedoch, daß allerdings das Subject durch seine Behandlung das gleichgültigste Object zur Bedeutung zu erheben vermag; dieß geschieht aber eben durch bestimmte Anweisung der Stelle in Zeit oder Raum, in der es bedeutend erscheint, und die in der natürlichen Erscheinung nicht statt fand, oder nicht klar wurde.

Es giebt aber Potenzen oder Steigerungen des Bedeutenden; die Benennung des Symbolischen möchten wir vorzugsweise der höch-

sten Potenz desselben vorbehalten. Hierüber wäre vieles zu sagen; Schiller aber, so trefflich er in dem Briefe No. 360. über die Mißgriffe unserer realistischen, idealistischen und phantastischen Künstler und Poeten spricht, so richtig er findet, daß die Schwierigkeit darin liegt, einen realen Gegenstand zum Kunstgegenstande zu erheben, scheint damals den in Ihrem Briefe angedeuteten eigentlichen Weg dazu nicht gewahr worden zu seyn. Ihre Reise in der Schweiz verhinderte Sie, ihm darüber zu antworten; und so mußte dieses wichtigste aller Themata für dasmal auf sich beruhen bleiben.

Kehre ich nun zu meiner hiesigen Gegend zurück, die mich seit sechs Jahren beglückt hat, so leistet sie reichlich und überreichlich alles, um mit wenigem Davon- und Dazuthun eine Reihe der bedeutendsten Landschaften, von der idyllischen bis zur heroischen zu componiren. Caspar Poussin hat wohl kaum irgendwo bequemer gelegene Studien zu machen gefunden;

und welche Wirkung eine so auf Stegen und Wegen ansprechende Localität auf den poetischen Geist übt, ersehen wir ja mit innigstem Genusse aus Ihrem Werther.

Und so nehme ich denn in schmerzlich getrübten Tagen mit herzlichster Dankbarkeit von dieser wundervollen Natur Abschied, und weiß es, daß ich diesen Dank zunächst Ihnen schuldig bin. Aus der stillen Beschränkung dieses Orts trete ich bald in die große Welt der Rheingegenden, und so soll auch mein Fleiß nicht ferner einsam auf seinen eignen Zweck beschränkt bleiben.

Klagen muß ich Ihnen aber doch, weil ich so oft daran erinnert werde, wie sehr wir entbehren, seit Sie Ihre lieben Hefte über Kunst und Alterthum nicht mehr fortsetzen. Ist die Welt so ganz in den Jammer der thörichtsten Selbstvernichtung versunken, daß sie diese kostbaren Anregungen nicht mehr zu schätzen weiß? Die politische Krankheit unserer Zeit wird sie, fürchte ich, ihrer edelsten Kräfte berauben;

aber es ist so vergebens, an die Rettung des Ganzen zu denken, daß der Einzelne mit größter Besonnenheit kaum sich selbst zu retten hoffen darf.

Vor einigen Tagen, um 1 Uhr Mittags sah ich von einer steilen Höhe herab, bey mildem Regen mit Sonnenschein, einen Regenbogen auf der tief unter mir liegenden Fläche des Thales, welcher beinahe einen vollständigen Kreis beschrieb.

Lassen Sie uns bald froh vernehmen, wie Ihr sich stets erneuernder Genius uns zu beglücken nie ermüdet.

Ewig

Ihr

treu ergebener

Schulz.

Antwort.

II.

An Herrn G. O. R. R. Schulz,
zu Bonn.

Weimar, 18. Septbr. 1831.

Auf Ihr so werthes, treubedeutendes Schreiben alsobald einiges zu erwiedern, fange ich, verehrter Freund, folgendermaßen an.

Auf dem freyen Platze meinem Hause gegenüber steht ein großes anständiges Wasserbecken, welches von einer stark fließenden Röhre hinreichend genährt wird. Dahin kommen, besonders Morgens und Abends, Frauen, Töchter, Mägde, Gesellen, Kinder, das nothwendige Ingredienz ihres Daseyns abzuholen.

Hier ist das Geschäft einfach und doch mannigfaltig: aus dem Becken wird geschöpft, in Butten gegossen, zum Reinigkeitsgebrauche auf dem Rücken fortgetragen. Zum Trinken werden Krüge unter die Röhre gestellt, zu Koch- und feinerem Bedürfniß Eimer untergeschoben. Dabey ist nun die Haltung der Handelnden und Abwartenden nie dieselbe; die Mannigfaltigkeit der Gebärden ist unendlich, die Stellung derjenigen die im Besitz des Empfangens ist, sowohl als die der andern die auf den Augenblick paßt, bis die Reihe an sie kommen soll, zeigt keine Spur von Ungeduld, alles geht im Takt und doch ist ein feiner Unterschied zwischen Einer und der Andern zu bemerken. Salat an Ort und Stelle zu waschen ist jetzt streng polizeilich verboten. Schade! das gab recht artige häusliche Stellungen, und doch bleibt noch genug übrig, von der früh ankommenden Einsamen, bis zum Gedränge der höhern Tagesstunden, bis zuletzt die ganze Anstalt wieder verlassen dasteht, und

doch endlich noch ein Knabe auf den Rand des Beckens bis zu dem Pfeiler hinaufsteigt um sich, über die Röhre gebückt, unmittelbar aus derselben zu erquicken.

Hier wäre nun Gelegenheit, wo der bildende Künstler beweisen könnte, was er zu sehen, zu fassen, zu wählen und nachzubilden im Stande sey. Eine nothwendige unerläßliche Handlung der Menschheit in allen ihren Momenten zu studiren, wo jeder bedeutend ist, aber auch manchmal ganz pertinent, schön, grazios und vom besten Sinn und Styl seyn kann. Und so hätten wir einen Fall für tausend, woraus evident ist, daß ohne unmittelbare Vereinigung von Object und Subject kein lebendiges Kunstwerk zu Stande kommen kann.

Ich danke der kritischen und idealistischen Philosophie, daß sie mich auf mich selbst aufmerksam gemacht hat: das ist ein ungeheurer Gewinn; sie kommt aber nie zum Object, dieses müssen wir so gut wie der gemeine Menschenverstand zugeben, um an dem unwandel-

baren Verhältniß zu ihm die Freude des Lebens zu genießen.

Vorstehendes eiligst Verfaßte möge den verehrten Freund bey glücklicher Ankunft in Bonn begrüßen und ihn veranlassen, von Zeit zu Zeit von seinem theuern Befinden und seinen würdigen Gedanken Meldung zu thun. Denn selbst auf jenen ersten Brief, der mich zu dem Gegenwärtigen veranlaßte, habe noch manches zu erwiedern und würde sehr erfreut seyn, Verschiedenes mir am Herzen Liegende im Vertrauen mittheilen zu können, da man mit der Menge und Masse des Tags sich nicht gern weiter befassen möchte.

Und somit Glück zum Eintritt, in Hoffnung freudiger Folge, stetige Behandlung und Mittheilung längst begonnener würdiger, wichtiger Unternehmungen, und also für das Nächste und Künftige das Beste.

Weimar, 18. Sept. 1831.

Goethe.

„Im Sinne der Wanderer."

Als vor beynahe dreyßig Jahren, im Gedränge so vieler Urtheile, Betrachtungen, Studien und Deutungen, zu welchen Wilhelm Meisters Lehrjahre damals in der deutschen gebildeten Welt den unerschöpflichen Stoff boten, auch zuerst der Spruch verlautete: Das ganze Buch sey gleichsam eine Frucht, reich und schön um den Kern herumgewachsen, der in ihm durch zwey Textstellen gebildet werde, von denen die eine bedeutungsvoll ausdrückt, wie die Erde in der alten Welt überall schon in Besitz genommen sey, und die andre schmerzlich beklagt, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt worden; — als dieser Spruch

zuerst vernommen wurde, konnte er fast nur befremden: denn der leichte Sinn der meisten Leser wird im Genusse des Einzelnen durch jede Hindeutung auf ein inneres Ganze fast immer unangenehm gestört, und selbst der tiefere scheut gar oft vor dem Gedanken zurück, der ihm als ungewohnte Gestalt und auf noch unbetretenem Pfad erscheint. So wurde denn jene Aeußerung, obwohl von einer Seite her kommend, der man sonst gern ursprüngliche und lichte Wahrheit, einfaches und gradedurchgehendes Erschauen anzuerkennen gewohnt war, von den Meisten als ein seltsames, nicht zu verstehendes Paradoxon mit bloßem Verwundern angehört, oder als ein willkürlicher, nicht begründbarer Einfall mit Kopfschütteln beseitigt.

Doch hätte schon damals ein weiteres Entfalten der hier zum Grunde liegenden Gedankenverbindung sehr gut geschehen und der Eingang zu allgemeinerem Verständnisse sich leicht eröffnen lassen, wenn jemand des Sinnes gewesen wäre, auf den Gehalt jenes Werkes eben

so kritisch Augenmerk und Fleiß zu richten, als bis dahin vorzugsweise nur dem Stoffe und der Gestalt desselben zu Theil geworden war. In dem Buche selbst lagen noch Elemente und Beziehungen genug aufzufinden und zu vereinigen, welche jenen Gedanken tragen und heben mußten, und die beiden Textstellen konnten in mehr oder minder verhüllten Variationen dem leisen Aufmerken noch oft vernehmbar durchklingen. Wessen Sinn auf inneren Zusammenhang und tiefere Bedeutung gerichtet war, mußte wohl dunkel fühlen, daß es mit den merkwürdigen Bekenntnissen und Ausbrüchen, welchen die Alte bey Erzählung von Marianens Tod über deren und ihre eignen Verhältnisse sich überläßt, und worin der Zustand der Proletarien, der Verwahrlosten und Bedrückten in erschütternder Nacktheit gezeigt wird, noch etwas ganz anderes auf sich hat, als durch ein groteskes Nachtstück die dichterische Wirkung wechselvoll zu erhöhen.

Auffallend und bedeutend mußte es auch

erscheinen, als unvermuthet nachgewiesen wurde, was einer neuen Entdeckung gleichkam, daß jene beyden Texte, auf welche ein so großer Werth gelegt werden sollte, von Goethe'n selbst im Stillen schon mit einem besondern Nachdruck versehen waren, indem er solche bey andrem Anlasse wiederholt und beyde an verschiedenem Orte nochmals der Betrachtung ausgestellt hatte, den einen nämlich in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und den andern in den Beylagen zu Cellini's Lebensbeschreibung. Vieler nicht so unmittelbaren Hindeutungen oder Anklänge zu geschweigen, die sich in seinen Schriften auch sonst für dieses Thema zahlreich finden ließen.

Eine starke Sammlung würde es geben, wollte man alles vereinigen, was über Wilhelm Meisters Lehrjahre, seit der ersten Erscheinung dieses Romans, geschrieben und vorgetragen, mit einsichtiger Würdigung gedacht und belehrend ausgesprochen, oder auch mit unzulänglichem Vermögen gefabelt und ver-

nünftelt worden. Der Dichter hat alles dieses, den Tadel wie das Lob, den guten wie den bösen Willen, schweigend vorübergehen lassen, und sich niemals über ein Urtheil, wiefern er ihm beystimme oder nicht, erklärt. Die richtige Deutung und das hellere Verständniß seines Werkes bereitete er auf die sicherste und bündigste Weise durch dessen Fortsetzung, die denn auch endlich, nach mehr als zwanzigjährigem Zwischenraume, als Wilhelm Meisters Wanderjahre an das Licht trat.

Hier fand sich unvermuthet, zum Wunder und Staunen derer, welche jener Textstellen eingedenk waren, die eine derselben, die Betrachtung über den schon genommenen Besitz alles Bodens, in neuer Wendung wiederholt, und die Bestätigung, welche dadurch für die Wichtigkeit jener Stelle ausgedrückt wurde, mußte um so größer seyn, als Goethe'n nicht unbekannt geblieben war, zu welchem Werthe man sie hatte erheben wollen. Als nach abermaligem Verlauf einer Reihe von Jahren das

ganze Werk in veränderter und vollerer Gestalt nochmals erschien, kam jene Wiederholung darin sogar doppelt vor.

Mehr aber, als dieses buchstäbliche Zeugniß, sprach nunmehr der gesammte Gang und Inhalt des Werkes, wie solche jedem Auge sichtbar werden konnten, für das Daseyn eines tief eingreifenden, aus dem Zustande der Welt geschöpften und in das Leben zurückwirkenden Gedankens, wie er in jenen Textworten allerdings nach beyden Hauptseiten, nach der materialen und nach der idealen hin, ausgedrückt worden.

Und auch auf die Lehrjahre fiel jetzt eine ganz neue Beleuchtung zurück; ein bisher wenig vortretender, ein oft ganz übersehener Inhalt erschien inmitten der zarten Herzens- und Geistesangelegenheiten wirksam, und zeigte sich in unmittelbarer strenger Beziehung mit den deutlicher herausgearbeiteten derartigen Bestandtheilen der Wanderjahre. Wir haben dieß schon vor längerer Zeit ausgesprochen und

die Meinung aufgestellt: die zwey letzten Bücher der Lehrjahre sonderten sich bereits merklich von den früheren ab, und reiheten sich fast schon den Wanderjahren zu.

Bevor wir nun weiter schreiten, lassen wir einige allgemeine Betrachtungen, die sich aufdrängen, hier vorangehen, da sie unsern Weg auf diese Art nur erleichtern.

Was man von Shakspeare gesagt hat, daß er auf den Scheidewegen und Uebergängen zweyer Zeitalter stehe, gilt im Grunde von jedem Dichter, dem dieser Name im großen Sinne des Wortes zukommt, und diese Stellung gehört recht eigentlich zu den Bedingungen, welche sein Erscheinen tragen, seiner Ausbildung und Wirksamkeit die Mittel darbieten, und ihm die reife widerstrebende Welt, so wie die unreife harrende, gleichsam als die Stoffe seiner Kunst in die Hände liefern.

Goethe's Leben und Dichten gehört ohne Frage einem der Zeitabschnitte an, die im Gegensatze des Erbauens und Vereinens mit Recht

vom Zerfallen und Zersetzen den Namen erhalten können, und die letzte Hälfte des achtzehnten nebst dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sind unstreitig als ein Gipfel solcher weither vorbereiteten Epoche anzusehen. Man glaubte die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts längst abgeschlossen, ihrem Weiterwirken feste Schranken gestellt, als dieses grade mit Riesenschritten sich fort und fort ausbreitete. Dasselbe hatte den kirchlichen Boden, den es der früher allgemeinen Kirche glücklich abgekämpft, nur verlassen, um sich mit voller Kraft in alle weltlichen Gebiete zu ergießen, und dort gleicherweise aufzuräumen. Von dem in jener Bewegung empfangenen Anstoße lassen sich in strenger Folge alle fernere Bewegungen ableiten, welche die Mitte des europäischen Lebens seitdem ergriffen und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einen allgemeinen Kampf gedrängt haben, der noch keineswegs geschlichtet ist, sondern seinen Zwiespalt nur stets in höhere Grundsätze und Interessen über-

leitet. Es darf uns nicht irren, daß der Gegensatz zweyer Zeitalter, eines weichenden und eines andringenden, selber zu einer hohen Bildung gedient hat, indem der Geist der Wissenschaft und der Dichtung sich des Kampfes bemeisterte und über ihn erhob; das wirkliche Leben mußte darum nicht weniger die tiefsten Leiden überstehen, mußte von Sturm hart ergriffen und vielfältig zerschellt werden.

Das Bild dieses Lebens konnte deßhalb nur um so reicher ausfallen, die Poesie vor allem erfüllte den Auftrag, dasselbe zu erfassen und in ihren ewigen Gestalten veredelt aufzubewahren, so redlich als glänzend.

Goethe's ganze Dichtung ist fast nur das Bild der Zerrüttungen einer mit sich selber in Zwiespalt gerathenen Welt, und wenn er einerseits die Gestaltungen dieses Zwiespalts durch den Zauber und die Anmuth seines künstlerischen Genius mildert, jedes Vorhandene durch die ihm inwohnende Wahrheit in seiner Berechtigung zum Daseyn darstellt und somit

gleichsam versöhnt und harmonisirt, so wird ihm andrerseits nicht erlassen, kraft eben derselben Kunst und Wahrheit auch manchen noch im Verborgenen ruhenden Widerstreit aus dem geheimen Dunkel hervorzuziehen und grell und scharf an das Tageslicht zu bringen. In dieser Stellung und Aufgabe des Dichters liegt vollständig der Schlüssel zu allen verkehrten Anforderungen und Vorwürfen, welche ein beschränkter und von allem Unverstandenen beunruhigter Sinn von jeher dem Dichter in Betreff der Sittlichkeit machen will, die doch seinen Werken im höchsten Grade inwohnt, auch wo er sie für blöde Augen zu verletzen scheint.

Denn grade die Zerrüttung und Auflösung der alten Lebensformen, welche längst krank und schadhaft das frische Leben an ihren Tod fesseln möchten, und dieses neue Werdende, welches noch keine Sanction hat, die unerkennbar gewordene Verwicklung der ewigen Legitimität mit deren zeitlicher Usurpation, grade dieß ist ja der Stoff, den die Poesie einer sol-

chen Epoche aufnehmen und verarbeiten muß, wenn sie selber nicht auf das Leben verzichten will. Die Masse der Zeitgenossen vermag daher den Dichter wohl zu bewundern aber nicht vollständig zu verstehen; sie wird seine Berichte wie seine Intentionen tadeln, doch eine spätere Zeit stellt unfehlbar auch in dieser Hinsicht die Gerechtigkeit her, und erkennt an, wie in allen Wagnissen des Herzens und Freveln des Geistes der Künstler unschuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keusch und rein bleibt, gleich dem geistlichen Lehrer, der ohne Scheu jedem Uebertritt und Irrthum nachgehet, ihre Namen und Eigenschaften nennt, und selbst in die Abgründe der Nacht sich versenkt, um mit dem ihnen entrissenen Leben bereichert zu dem Lichte wieder aufzutauchen. Nicht anders thut der Dichter, insofern er es wahrhaft ist; er kann nur aufhören sittlich zu seyn, wo er aufhört Dichter zu seyn.

Frühzeitig empfand Goethe die Verwickelungen einer in sich selbst uneinigen Welt, in

deren Mitte sein eignes Leben erwacht war und emporstieg. Die ersten Werke seines Genius, Werther, Götz, Faust, Stella, enthalten den Drang eines innern Lebens, das mit den ihm von der äußern Welt angebotenen Formen unruhig kämpft, sie nicht mehr erfüllen noch von ihnen umfaßt werden kann, und doch der neuen Formen noch durchaus entbehrt, in welchen es sich frey entfalten und befriedigen dürfte. Dieser Kampf ein unaufhörlich wiederkehrendes Grundthema, setzt sich durch alle folgenden Goethe'schen Werke in den mannigfachsten und höchsten Gestalten fort; Egmont, Tasso, Herrmann und Dorothea, die natürliche Tochter, ja sogar Iphigenia — durch dasjenige, was in diesem schönen Aufruf antiker Welt doch als geheimer Lebensathem der Gegenwart weht und wirkt — die Wahlverwandtschaften, und besonders Wilhelm Meister, sind in solchem Betracht nur engverbundene Glieder einer und derselben Reihe.

Daß der Mensch unsers Zeitalters nicht in

ein naturfreyes Leben, sondern in eine künstliche Welt hineingeboren wird, die überall von Schranken durchschnitten und abgetheilt, zum voraus längst in Besitz genommen und durch Anhäufung todter Stoffe beengt, den Ansprüchen der Entwickelung und des Berufs taub oder gar feindlich ist, daß das neueintretende Daseyn ohne Boden in künstlich schwebende, vielfach verworrene Gewebe abgesetzt wird, worin dessen bester Theil nur allzu oft untergeht oder traurig dahinsiecht, diese Einsicht war schon dem Verfasser des Werther eigen. Hier aber stehet die Verzweiflung noch ohne andern Ausweg, als den die gewaltsame Selbstzerstörung ihr bietet. In spätern Werken gesellt sich ihr schon eine Beygabe von Trost und Heil. In Faust und Wilhelm Meister arbeitet sich diese Richtung vollständig zu Tage. Dort wird im Geistigen der Sieg bis zur Rückführung und Versöhnung des zuerst Abtrünnigen gesteigert; hier werden dem Irdischen neue Formeln eines nach innen und nach

außen gleichmäßig befriedigten Daseyns angedeutet.

Der Dichter, in dessen mittlere Lebenshöhe das ungeheure Ereigniß der französischen Revolution fällt, die mit ihm in gleichem Stoffe, jedoch mit den gewaltsamsten und furchtbarsten Werkzeugen, arbeitet und wühlt, nimmt im steten Gegensatze derselben nur die Bildung, die Einsicht und das Wohlwollen in Anspruch, um die große Aufgabe zu lösen, welche der Welt vorliegt, und wenn er Waffen führt, so ist es nur gegen die revolutionairen Gewalten selbst, die ihm unter jeder Form verhaßt sind, weil sie die eigne Sache nur zerstörend fördern. Aber das Fortschreiten in lebendiger Entwickelung, die Veredlung und Erhebung alles dessen, was besteht, die Reinigung und Harmonisirung der Welt beseelen seinen Eifer unausgesetzt, und das Vorwärtsschauen in eine reiche Zukunft trennt ihn für immer von den Wahnvollen, welche einer verschwindenden Vergangenheit als einem wiederzugewinnenden Heile

nachstarren. Die Lichtstrahlen, welche schon in den Lehrjahren auf den Unterschied der Stände, auf die Verhältnisse des Grundbesitzes und auf die Uebereinstimmung der Fähigkeiten und Berufswahlen hingeworfen sind, haben selten gehörige Beachtung, oft völlige Mißdeutung erfahren. Der Dichter will nicht das Veraltete dem Gange der Natur zum Trotz festhalten, nicht die Foderungen eines neuen Aufstrebens abweisen, aber er will das Vorhandene ergreifen, das Neue ihm sicher verknüpfen und beydes auf sein wahres Ziel richten. Er schätzt und preist das Dauernde, und gönnt ihm jede Ausdehnung, nur weiß er dasselbe auch im Wechsel zu finden, und erkennt als das eigentliche Element der Menschheit das Bewegliche, worin ihre höchsten Güter schweben, wie das ganze Weltsystem ja selber nur auf ununterbrochenes allgemeines Umschwingen und Kreisen gegründet ist.

In den Wanderjahren wird dies klar ausgesprochen, und überhaupt ein umfassendes

Gebild neuer Lebensordnungen in festen, doch nicht ängstlichen Umrissen mit dichterischer Freyheit aufgezeigt. Hier liegen fruchtbare Keime für eine Zukunft ausgestreut, welche den Dichter, nach Maaßgabe daß jene aufgehen, noch weithinaus eben so für den ihrigen halten wird, als er uns durch die schön entfalteten Blüthen der Gegenwart angehört. Die eindringliche und erläuternde Uebersicht welche Hotho in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik *) von dem Inhalt und der Gestalt dieses Werkes so glücklich gegeben hat, überhebt uns des Versuchs einer neuen Analyse, da wir auf jene als auf eine durchaus gelungene und genügende zurückweisen können.

Wir wollen nur erinnern, wie das Buch nun nicht mehr als ein Spiel heiterer Willkühr die Einbildungskraft zu vergnügen dasteht, sondern den ganzen Ernst und die volle Schwere

---

*) Jahrgang 1829. No. 108 — 112.

der Wirklichkeit in seine Dichtung hinübergezogen hat, ein im größten Sinne didaktisches Werk geworden ist. Die Nothwendigkeiten des irdischen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchsten Vergeistigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Christenthum; die Erziehung breitet ihre Anstalten auf eignem Boden mächtig und allumfassend aus; die Bildung zur Kunst, reich ausgestattet im Besondern, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerstörendem Wetteifer in weise Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunst heran, seiner Berechtigung und Ehre neben dieser gewiß; Beruf und Fähigkeit bestimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündnissen, hier vorzugsweise die ungleichen Stände zusammenfügend, schwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erscheinung sogar zum freyen, priesterlichen Segenswirken gesteigert ist; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebensloose, ein

neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, vermittelst einer großen, über den Erdboden hin sich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchsten Gegenstände und die geringsten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frey beweglichen und dabei hierarchisch geordneten Association, die reiche Aussicht einer in Arbeit und Bildung fortschreitenden Menschheit, deren höchsten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen mögen: Im Irdischen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Besitz und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geistes- und Gemüthsleben aber, bey so vielem Unmöglichen, welches ewig versagt bleiben muß, das versagte Mögliche aus den zerbrechbaren Fesseln zu befreyen.

Wir gedenken schließlich auch der wunderbaren Erscheinung, daß mit diesen Bildern gleichzeitig, doch völlig unabhängig von ihnen und einander gegenseitig völlig unbekannt, aus

ganz andern Kräften und Regionen, unter demselben Nachthimmel der Weltereignisse fortschreitend und verhüllt, nachbarliche Gedankenreihen verwandten Geistes aufstiegen, als Lehre sich gestalteten, und sogar den Versuch wagten, in ausübender Verwirklichung die Welt unmittelbar anzusprechen.

Hier aber halten wir inne. Für Betrachtungen aller Art erweitert sich der Raum unabsehbar; die Urtheile und Einsichten jedoch, welche hier zu gewinnen sind, werden nur demjenigen fruchtbar seyn, welcher diesen Raum mit eignen Schritten zu durchmessen keine Mühe scheut.

K. A. Varnhagen
von Ense.

Ueber die Feder-Zeichnungen von Töpfer.

Die periodischen Schriften über Literatur, Wissenschaften und Künste haben zum Zweck: den Standpunct solcher menschlichen Bestrebungen, besonders in Rücksicht ihrer neuesten Fortschritte in ihren Archiven zu verzeichnen und zugleich in die Ferne zu verbreiten.

Sie erfüllen solchen Zweck auf zwey verschiedene Weisen: einmal indem sie Original-Stücke von größerer oder geringerer Bedeutung öffentlich machen, die bis jetzt nicht bekannt und von zu wenigem Umfang waren, um besonders gedruckt zu werden; sodann auch

durch Ankündigungen und Critiken der neuesten Productionen in allen denkbaren Gattungen.

Die Journale könnten noch eine dritte Aufgabe haben, die vielleicht schwerer aber nicht weniger wichtig zu erfüllen wäre. Diese würde seyn: die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein Verdienst zu ziehen, das bisher im Dunkel verborgen blieb, sey es aus Sorglosigkeit, aus Bescheidenheit, oder aus gänzlichem Mangel an Aufmunterung um durchzubrechen. Es ist hier nicht der Ort von den Behutsamkeiten zu reden, mit denen man in solchen Fällen sich umringen müßte, sondern wir wollen heute unsere Meinung auf ein Beyspiel stützen, das ihr als Commentar dienen wird. Es handelt sich hier um einen Zeichner, um einen Künstler und da möchten denn Ankündigungen, wie wir sie im Sinne haben, ganz an der Stelle seyn. Denn die Künstler reden über sich nicht selber, und ehe andere daran denken über ihre Werke zu reden, welche Zögerung und welche verlorne Zeit! Dann ereignet es sich nur zu

oft, daß ein verkanntes Genie in Muthlosigkeit verfällt und nichts mehr hervorbringt. Der Funke hat geleuchtet, aber es hat an Material gemangelt um ein Feuer zu werden; alles ist in Nacht zurückgetreten.

Sey uns dießmal vergönnt, die Aufmerksamkeit unserer Leser außerhalb Deutschland zu führen und von einem Manne zu reden, der mit dem originellsten Talent die seltenste Bescheidenheit vereinigt. Sein Beruf legt ihm Pflichten auf die durchaus keinen Bezug zu einer Kunst haben, mit der er sich eigentlich nur zur Erholung beschäftigt, obgleich sie für ihn der Gegenstand eines wahrhaften Cultus seyn mag. Jünger, verband er mit ihr alle seine Träume von Ruhm, aber wenn die gebieterische Nothwendigkeit ihm nicht erlaubt hat, sie zu verwirklichen, so hängt es nur von ihm ab, sich eine neue Bahn in der Literatur zu eröffnen, worin seine neuesten Leistungen eines Erfolges sich zu erfreuen gehabt, der für das Glück der künftigen Bürge ist.

Herr Rudolph Töpfer ist der Sohn eines Landschafts- und Genre-Malers, welcher der Genfer Schule, durch ein auch in der Fremde anerkanntes Verdienst Ehre macht. Sein Talent, das in der Familie erblich scheint, war auch auf den Sohn übergegangen, der schon als Knabe seiner Feder eine doppelte Beschäftigung gab, indem er seine Hefte mit dictirten Sätzen des Professors und zugleich mit allerliebsten Skizzen füllte, zum größten Ergötzen seiner Schulkameraden die sich ihrer mit Begierde bemächtigten.

Alles schien dem jungen Zeichner eine glänzende Laufbahn anzukündigen, der sehr gern seine ganze Zeit den Arbeiten des Atelier hätte widmen mögen, wenn nicht sein Vater die Nothwendigkeit erkannt hätte, mit der Führung des Pinsels eine gründliche und mannigfaltige geistige Ausbildung zu vereinigen.

Der junge Zeichner machte also einen vollständigen Studien-Cursus, von den untersten Schulclassen bis zu den ersten der Academie,

indem er sich durch seine Fortschritte auszeichnete und überdieß seine Freystunden zu Privatstudien anwendete, die ihn weit von seinem Lieblings-Ziel zu entfernen schienen.

Endlich kam der so ungeduldig erwartete Zeitpunct, wo der junge Mann, am Ende des Cursus seiner gelehrten Studien, sich mit Feuer und ohne Hinderniß in die Laufbahn seiner Neigung hätte werfen können, aber schon erhob sich ein neues, unerwartetes, unübersteigliches Hinderniß: seine Augen waren geschwächt und zu physischen Leiden gesellten sich moralische, die oft noch schrecklicher sind. Niemand vermag sie zu beschreiben, und nur diejenigen mögen sie begreifen, die ähnliche empfunden haben.

Nach einigem Wechsel von Hoffnung und Muthlosigkeit wurde der junge Künstler gezwungen einzusehen, daß er auf die Malerey Verzicht leisten und sich eine unabhängige Zukunft durch andere Bestrebungen in Zeiten sichern müsse.

Ueber die Kämpfe die sich in seinem Herzen erhuben trug er einen vollkommenen Sieg davon, und indem er die soliden Kenntnisse hervorzog die er im Laufe seiner academischen Studien erlangt hatte, vertauschte er die glänzenden Farben der Palette gegen die ernsten Attribute des Unterrichts. Zuerst Repetitor in einer Pensions-Anstalt für junge Leute, darauf associirt mit dem Chef dieses Instituts, säumte er nicht die eigenen Flügel zu gebrauchen und sich an die Spitze eines Unterrichts- und Erziehungshauses zu erheben, das, nach Verlauf von zwey bis drey Jahren, sich in der ersten Reihe von Instituten solcher Art einen günstigen Namen gemacht hat. Seine zahlreichen Schüler, unter denen sich viele Ausländer befinden, zeichnen sich aus durch schnelle Fortschritte, so wie durch frisches Aussehn und Frohsinn, wozu sehr viel die passende Lebensweise beytragen mag, die sie führen. Man kann sie als gemeinsame Kinder einer großen Familie betrachten, und da der Chef und seine

Gattin noch jung sind, so herrscht in den Vereinigungen der Abende die heiterste Laune die nie ein langweiliges Stillschweigen aufkommen läßt.

Aber wozu alle diese Details? wird man sagen, da es sich hier nicht darum handelt dem Publicum eine Pensions-Anstalt zu empfehlen, die hinreichend bekannt ist? Man wird sehen wie es zum Verständniß dessen nöthig war, was wir nun über unsern Freund weiter zu sagen haben.

Es ist eine allgemeine Wahrheit: Niemand vergißt den Gegenstand seiner ersten Liebe; und so ließ sich auch erwarten, daß Herr Töpfer in Stunden der Muse und so viel seine Augen es ihm erlaubten, den Crayon wieder ergreifen würde. Allein um sich diesem Vergnügen in ganzer Fülle zu überlassen scheint er eines besondern Anlasses nöthig zu haben. Alle Jahr in der schönen Zeit unternimmt er mit seinen Zöglingen Reisen von größerem oder geringerem Umfang, in der Schweiz, Sa-

voyen, der Dauphiné und selbst bis in die Lombardey. Nun werden nach der Zurückkunft die Abende zur Redaction des Reisejournals angewendet, das schon an sich angeführt zu werden verdiente, so sehr funkelt es von Geist und Originalität. Aber was diesen Tagebüchern einen ganz besonderen Werth giebt, sind die Zeichnungen, Portraite und Landschaften, die sie begleiten, bald mit der Feder, bald in Aquarell-Manier, immer mit außerordentlichem Talente ausgeführt, so daß sie geeignet wären Herrn Töpfer den Ruf eines Landschaftsmalers zu verschaffen, wenn er sie zum Gegenstand einer Speculation und mehr bekannt machte. Doch es ist nicht diese Art von Talent worauf wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen.

Nach beendigten Tagesarbeiten werden die Abende mit heitern Beschäftigungen hingebracht, die so originell wie neu sind und an denen jeder Anwesende mehr oder weniger Theil nimmt. Herr Töpfer ergreift nämlich die

Feder und skizzirt mit großer Schnelligkeit die phantastische Geschichte irgend eines Individuums wie seine Phantasie es ihm eingiebt und das durch irgend eine Verkehrtheit oder durch irgend eine Neigung characteristisch ist, die zu seltsamen Abenteuern führen. Das eigentliche Thema ist immer von großer Einfachheit; aber je einfacher es ist, desto freyer ergeht sich die fruchtbare Einbildungskraft des Künstlers, die durch das Lachen und die Bemerkungen der ihn umringenden jungen Leute noch mehr aufgeregt, eine desto größere Verwickelung in den Begebenheiten herbeyführt. Jedes kleine Bild hängt von dem vorhergehenden ab und bereitet die nachfolgenden vor; eine bezeichnende und geistreiche Unterschrift erleichtert das Verständniß des Gegenstandes, und indem die handelnden Personen immer eine vollkommene Aehnlichkeit mit sich selber bewahren, wie ungleich und seltsam auch die Lage sey in der wir sie in einer andern Scene finden und welche Verwandlung und Verklei=

dung man auch mit ihnen vorgenommen, so wird es uns, indem die Skizzen dieser wunderlichen Hefte Blatt für Blatt unserm Auge vorübergehen, als säßen wir vor einem wirklichen Schauspiel, ungeachtet der physischen Unmöglichkeiten die sich bey jedem Schritte vermehren.

Eins dieser Hefte hat einen gewissen Doctor Festus zum Gegenstande, der eine Reise unternimmt um die Welt zu sehen; aber kaum hat er seinen Klepper bestiegen als ein widriger Zufall den Reiter zu einer Haltung nöthigt seinen Weg in einer Positur fortzusetzen, die ihm alle Beobachtung unmöglich macht. Dieß ist nun das Vorspiel zu einer unendlichen Reihe von Abenteuern, in welchen der Doctor immer entweder in einen Schlupfwinkel gesperrt oder doch so gestellt wird, daß er nichts sieht. An dieses Grund-Thema knüpfen sich nun andere Personen, die eine oft sehr verwickelte aber doch immer sehr verständliche Intrigue spinnen.

Was aber allen diesen Bildern einen vorzüglichen Werth giebt, ist, daß sie alle eine scharfe und zugleich heitere Satyre auf die Verkehrtheiten des Tages und menschlichen Schwächen darbieten. Verschiedene Menschen-Classen, Staatsmänner, Gelehrte und wie sie heißen, gehen der Reihe nach an uns vorüber und man wird nie erinnert, daß sie durch eine überlegte Absicht des Künstlers vorgeführt worden, sondern man ist immer verleitet zu glauben, daß die Abenteuer dieser Personen die Darstellung solcher Scenen ganz wie von selbst veranlaßten. Alle diese Skizzen, die mit der größten Schnelligkeit entworfen, verrathen überall das ungewöhnliche Talent des Künstlers, und wenn je er sich entschließen könnte diese Werke stechen zu lassen oder selber zu radiren, so möchten wir ihm den glücklichsten Erfolg vorhersagen; denn er läßt sämmtliche Carricaturen des Tages weit hinter sich, in denen man statt Geist und Genie nur Haß und bösen Willen findet.

In einer anderen Reihe von Bildern sehen wir einen Herrn Cryptogame, mehr verliebt in eine schöne Pflanze als in eine gewisse Elvire die auf ihn ganz versessen ist. Die wiederholte Flucht des Gelehrten, die begierige Verfolgung seiner Schönen, das ist das Thema. Die Scenen betreffend die daraus hervorgehen, so sind sie unzählig, und bieten um so mehr unerwartete Resultate, als jede von ihnen durch ein einzelnes sehr einfaches Factum herbeygeführt ist, aus welchem der Künstler eine Unzahl von Folgen gezogen hat, möglichen und unmöglichen, aber so mit einander verflochtenen, daß man gezwungen wird, sie zu glauben und ihnen mit einem stets wachsenden Interesse und Vergnügen zu folgen.

Hier ein Beyspiel: Elvire erreicht ihren Ungetreuen am Bord eines Schiffes. Nach mehreren komischen Scenen begiebt sich Cryptogame auf des Schiffes Hintertheil und sieht ins Meer hinaus in Gedanken über seine betrübte Lage. Elvire kommt wüthend an, der

erschrockene Liebhaber thut einen Sprung ins Meer. In dem folgenden Bilde stürzt sich auch Elvire hinein, darauf der Capitain, dann der Steuermann, hinter ihm die Matrosen, nach diesem das Schlachtvieh, die Hühner, die Ratten, die Mäuse. Cryptogame im Meer wird von einem Wallfisch verschlungen, so daß man nun, nach Scenen im Innern des Meeres, Scenen im Innern des Wallfisches sieht, und darauf Scenen im Innern der Schaluppe, die sich ereignen nachdem der Wallfisch ein kleines Fahrzeug verschluckt hat. Die Ratten fahren fort ihrerseits eine wesentliche Rolle zu spielen.

Elvire ist indeß von türkischen Corsaren aufgefischt worden; auch Cryptogame ist durch eines der komischsten Abenteuer befreyt, und da er sich später mit Elvire auf demselben Schiffe findet, läuft er um den Mastbaum herum um ihr zu entgehen. Elvire läuft hinter ihm drein, der türkische Capitain hinter Elviren, die Corsaren hinter

dem Capitain, die Matrosen hinter diesem, alle Meublen drehen sich nach, der Lauf wird immer lebendiger, und die kreisende Bewegung wird am Ende so stark, daß sie sich dem Schiffe mittheilt, das nun auch seinerseits auf den Wellen im Wirbel herumgeht. Indessen sind am Ufer die Gelehrten beschäftigt, die Ursachen eines so seltsamen Phänomens zu entdecken und es erfolgt daraus eine Reihe neuer Begebenheiten, welche hier zu entwickeln zu weit führen würde.

Schreiten wir zu einem dritten handelnden Roman desselbigen Autors, denn man weiß diesen Bilderreihen keinen anderen Namen zu geben; sie sind so wohl verflochten und entwickeln sich so Schritt für Schritt aus einander, daß man Begebenheiten die man vor Augen sieht, erzählen zu hören glaubt. In dieser Sammlung, eine der letzten die der Künstler gemacht hat, sieht man ein Original von ziemlich niederer Herkunft und gemeiner Physionomie, das in der hohen Gesellschaft

sein Glück zu machen sucht, vermöge eines gewissen Ansehens, das dieser Mensch sich giebt und einer beständigen Zufriedenheit mit sich selbst, so lächerlich auch die Abenteuer sind in die er sich durch seine Eitelkeit und Dummheit verwickelt. So wie in den vorigen Heften bieten auch hier die Scenen dieselbe Kunst der Entwickelung, dieselbe Mannigfaltigkeit, und überdieß gewisse wiederkehrende Ruhepuncte, die man sehr passend mit dem Refrain der Strophen eines Liedes verglichen hat. In diesen Ruhepuncten sieht man den Herrn Jabot, nach irgend einer fatalen Begebenheit die jeden Anderen aus der Fassung bringen könnte, sich wieder in seine Position setzen, worin er sich gleich anfänglich geübt hat um sich das Ansehen eines Mannes von Stande und liebenswürdigen Besiegers zu geben. Das Uebermaaß von Dummheit eines solchen Menschen, und die lächerlichen Blößen die er sich jeden Augenblick giebt, verhindern keineswegs einen immerwährenden Triumph seines unverwüstli-

chen Selbstvertrauens. Er hat Glück bey den Schönen, wie er auch durch seine Zudringlichkeiten beschwerlich ist, und es gelingt ihm sogar das Herz einer französischen Marquise zu gewinnen, die ihm auch zuletzt ihre Hand nicht verweigert.

Mit diesen Andeutungen sey es genug. Möchte es uns gelingen, den geistreichen Verfasser dieser Skizzen zu bewegen, ein größeres Publicum nach und nach daran Theil nehmen zu lassen. Denn man sieht in der That, daß wir hier nicht bloß eine Gabe des Künstlers, sondern auch des Poeten und heiteren Beobachters gesellschaftlicher Verkehrtheiten zu erwarten haben. Er ist der Rabelais unter den Malern, mit dem Vortheil, daß seine Satyre noch weniger die getadelte Eigenliebe verletzt und daß, indem sie in unsere Einbildungskraft durch den Sinn des Auges geht, sie sich um so besser dem Gedächtniß einprägt.

Ein solcher Künstler sollte auch auf einen

ausgezeichneten Platz unter den Schriftstellern Anspruch machen können, und in der That hat auch seine, in eben erwähnten Skizzen so fruchtbare Feder verschiedene kleine Werke geschrieben, denen man nur einen Vorwurf machen kann, nämlich den, daß sie zu kurz sind. Der Styl darin ist merkwürdig durch naive Wendungen die an den Pfarrer von Meudon erinnern, auch kann man ihn dem Styl von Courrier vergleichen, dem er zwar an Kraft nachsteht, ihn jedoch an Heiterkeit und Anmuth übertrifft. Diesen kleinen Werken ist durch eine Erzählung die Krone aufgesetzt worden, die in der Bibliothèque Universelle (Januar-Stück 1832) erschienen, und ein Talent in dieser Gattung ankündigt, ähnlich dem von Lemaistre oder von Sterne. Diese Erzählung betitelt: La Bibliothèque de mon oncle, ist bereits ins Deutsche übersetzt; aber da der Zweck dieses Artikels zunächst darauf geht: über den Künstler, nicht aber über den Schriftsteller zu reden, so werden wir eine andere

Gelegenheit benutzen Herrn Töpfer auch in dieser Hinsicht zu betrachten.

Den trefflichen Heften der Federzeichnungen jedoch, wovon wir so eben gehandelt und die seit lange der Genfer Gesellschaft zu großer Freude gereichen, dürfte ein besonderer Umstand noch einen neuen Werth geben. Einer unserer Freunde, im Jahre 1830 zu Genf anwesend, hatte Gelegenheit sie zu betrachten, und, ergriffen von ihrem Verdienst, äußerte er den lebhaften Wunsch sie Goethen vorgelegt zu sehen. Herr Töpfer glücklich in der Hoffnung dem unsterblichen Greis dadurch einige angenehme Augenblicke zu bereiten, sandte sogleich einige dieser Hefte nach Weimar in unsere Hände und ließ andere im Anfang dieses Jahres nachfolgen. Der Zweck wurde nicht bloß erreicht, sondern die Anerkennung von Goethe bestätigte auch das Lob der bloßen Liebhaber, indem sie darauf das Siegel drückte.

Wir glauben daher unsern Artikel nicht besser schließen zu können, als wenn wir einige

Auszüge aus Briefen von Goethe mittheilen, worin er einige interessante Bemerkungen über die Arbeiten des Herrn Töpfer niedergelegt hat.

Hier ist sogleich was er bey Gelegenheit der ersten Sendung in einem Briefe vom 10. Januar 1830 schrieb:

„Die wunderlichen Büchlein kommen auch dankbar zurück. Die kleine Wallfahrt mit jungen Männern giebt Zeugniß, daß der Künstler eigenthümliche Gegenwart mit Geist aufzufassen weiß. In den carrikirten Romanen sind bewundernswürdig die mannigfaltigen Motive die er aus wenigen Figuren heraus zu locken weiß; er beschämt den allertüchtigsten Combinationsverständigen, und es ist ihm zu seinem angebornen, heitern, immer zur Hand bereiten Talente Glück zu wünschen.“

Die zweyte Sendung wurde noch günstiger beurtheilt wie man aus nachfolgenden Auszügen ersehen wird.

Den 3. Januar 1832 schrieb Goethe:

„Die drey mir übersendeten, durch Schrift

und Zeichnung merkwürdigen Bändchen, verdienen jedes ein besonderes Lob, welches ich zunächst gern aufzeichne und übersende."

Den 28. desselbigen Monats fügte er in einem anderen Brief folgendes hinzu:

„Die hierbey mit vielem Dank zurückkommenden Büchlein haben den Weimarischen Kunstfreunden sehr viel Vergnügen gemacht. Sie sind sich alle gleich in glücklich auffassendem Humor. Die Reise nach Chamounix bezeugt eine entschiedene Herrschaft über die Feder, so wie die nach Italien über den Pinsel. In den Staffagen läßt sich, doch mit besonderer Mäßigkeit, eine gewisse Neigung gegen die Carricatur bemerken, die sich in dem kleinen barocken Roman, voll Muthwillen und Lebendigkeit hervorthut."

„Man muß im höchsten Grade bewundern ein solch Gespenst, unter dem Namen des Herrn Jabot, in geeigneter Umgebung, in der Einbildungskraft des Zeichners, unter den mannigfaltigsten Gestalten, sich immer wieder

erzeugen und sein unmögliches Individuum, als wenn es ein wirkliches wäre, durch eine geistreiche Feder auf das seltsamste fixirt zu sehen. Danken Sie dem vorzüglichen Manne und versichern ihn daß jede Mittheilung dankbar und beyfällig werde aufgenommen seyn."

Endlich unterm 4. Februar wurden wir durch Goethe autorisirt, dem Herrn Töpfer alles mitzutheilen, was wir über diesen Gegenstand sowohl aus seinen Gesprächen als seiner Correspondenz möchten gesammelt haben.

„Vermelden Sie, mein theuerster Herr und Freund, mit den besten Grüßen an Herrn T. das Wenige was ich zu Gunsten seiner schätzbaren Arbeiten sagen konnte. Es hätte viel mehr seyn sollen und können, aber auch in meiner stillen Einsamkeit wogt es von Stund zu Stunde so hin und wieder, daß ich mich selten in dem ruhigen Zustand einer behaglichen Beschaulichkeit finde."

Herr Töpfer, über eine solche Anerkennung glücklich und dadurch aufgemuntert, hatte sich

vorgesetzt so köstliche Verhältnisse mit Sorgfalt zu erhalten, und um eine Probe seiner Dankbarkeit zu geben, hatte er alle Seiten eines Exemplars seiner vorhin erwähnten Novelle mit allerliebsten Vignetten geschmückt. Unglücklicherweise aber verzögerte sich die Arbeit dieser Federzeichnungen, durch dunkle Wintertage, Berufsgeschäfte und Augenschwäche des Herrn Töpfer bis tief in den Februar, und als das kostbare Geschenk nach Weimar abging, hatte Goethe zu leben aufgehört.

Der Verfasser, der uns einige Exemplare seiner Novelle für hiesige Freunde zugeschickt hatte, ermächtigt uns nun, den für Goethe bestimmt gewesenen so höchst geschmackvoll verzierten Abdruck bey uns zu verwahren. Wir dagegen möchten ihn lebhaft ersuchen, eine zweyte Edition seiner Novelle mit diesen Vignetten verziert herauszugeben und sie den Manen desjenigen zu widmen, der sie am besten zu schätzen gewußt hätte.

Soret und Eckermann.

Einiges
zur
Geschichte des Uebersetzens.

Wir Deutschen rühmen uns nicht nur einer größren Anzahl von Uebersetzungen aus fast allen Sprachen, sondern auch der ganz besondern Vorzüglichkeit mehrerer derselben, in Vergleich mit andern Nationen.

Eine solche Erscheinung — ihren Bestand vorläufig zugegeben — erregt das Nachdenken über die obwaltenden Ursachen derselben.

In der Beschaffenheit unserer Sprache allein kann wohl der Grund nicht liegen: denn sie ist weder im Bau (Wort- und Satzbildung) noch in andern Erfordernissen (Gebrauch der Tropen, Vorrath eigentlicher Ausdrücke, soge-

nannter termes propres, oder termini technici) ursprünglich so ausgestattet, daß sie hierin nicht andere, oft einseitig mißachtete Sprachen über sich erkennen müßte; auch nicht in den Kenntnissen der Nation, obschon diese an Universalität andern es leicht zuvorthun dürfte.

Es wird also wohl noch ein drittes Vermögen geben, dessen Hinzutritt die vorhandenen Sprach- und Sachelemente erst in Bewegung setzt, und zu jenem lebendig ergiebigen Resultat begeistet. Vielleicht findet sich dasselbe in Character und Temperament der Nation.

Das Uebersetzen, soll es kein nothdürftiges Dolmetschen bleiben, sondern nächst dem Sinn auch den Character in Form und Farbe des Originals wiedergeben, erfordert nicht nur ein Wissen und Können, d. h. vollkommene Sprach- und Sachkunde mit technischer Gewandtheit; es verlangt auch moralisch-ästhetische Eigenschaften, die allem was Kunst werden soll, als wesentliche Bedingnisse zu Grunde liegen.

Unter welchen Benennungen, weitern oder engern, man diese auch aussprechen will, immer werden es Tugenden seyn, die sich am bezeichnendsten durch Gerechtigkeit und Treue, Anerkennung und Zuneigung, Achtung und Liebe als sittliche Grundlagen des Menschen beurkunden.

Eine ohne die andere wird zwar kaum gedenkbar seyn, weder Gerechtigkeit ohne Treue, noch Treue ohne Gerechtigkeit, am wenigsten aber wird die Treue sich ausschließen können, ohne daß dem Ganzen ein auffallender Abbruch dadurch geschehe. Alle Kunst wird eine Zeit lang empirisch getrieben, ohne besondere Regeln als die sich jedesmal aus dem besondern Falle von selbst ergeben, und dieses sind anfangs mehr Behelfe als nothwendige Mittel und Lösungsarten der Aufgabe. So ist es auch mit dem was man Uebersetzen heißt, von einem Volke zum andern, von einer Zeit zur andern ergangen.

Eine kritische Geschichte des Uebersetzens

unter allen litterarisch auftretenden Völkern, mit vergleichender Beurtheilung der Probestücke, würde uns die Eintrittsepoche jenes nothwendigen Princips bemerkbarer machen, und sie mit einer für die Entwickelung der Menschheit zu höherer Sittlichkeit und eigentlichster Humanität so denkwürdigen Begebenheit in überraschende Verbindung bringen.

Bloß um diesen uns Deutsche, als Uebersetzer, besonders interessirenden Gegenstand wenigstens von einer neuen Seite zur Sprache zu bringen, sey es mir erlaubt, im Allgemeinen den historischen Weg, den die Untersuchung zu nehmen hätte, nach gewissen Richtpuncten abzumarken; denn weitre Aus- und Durchführung durch das Einzelne würde nur allein von den vereinigten Kräften der sprachkundigsten Litteratoren geleistet werden können; wie sie denn auch mit andern sprachlichen Untersuchungen, namentlich mit der über Bereicherung der Sprache und Ausbildung des Styls, in mannigfaltiger Berührung steht.

Von den Orientalen der frühsten Zeit: Aegyptern, Chaldäern, Phönizieren, Hebräern wird jedoch dabey kaum oder wenig die Rede seyn können, aus Mangel an Nachrichten und Belegen. Wissen wir doch nicht einmal, ob sie von Schriftwerken sich untereinander etwas darbieten konnten und mochten, das aus einem Idiom in das andere übersetzt zu werden erheischt oder verdient hätte! Religion, Gesetzgebung, Geschichte — der erste und meiste Inhalt aller Nationallitteratur — ist anfangs ein Hausschatz, von dem selten aus freyem Antriebe an Fremde mitgetheilt wird; er geräth fast immer erst durch Eroberung in andere fremde Hände, die ihn dann weniger benutzen als verzetteln. So viel ist gewiß, daß vor allgemeinerer Verbreitung und Benutzung der Schreibkunst an keine litterarische Mittheilung zu denken war, und daß früher gebildete und in ihrer Bildung erstarrte Völker, von einem später auftretenden nichts mehr annehmen können und mögen, es sey denn daß sie auf irgend

eine Weise wieder liquid werden, um — doch mehr im Einzelnen als im Ganzen — sich Eines und das Andere von dem Neuen anzueignen. Was auch alsdann unter der Form einer Uebersetzung erscheint, wird mehr nach dem jedesmaligen Bedürfniß gemodelt seyn, als dahin trachten, die Integrität des Urbildes zu bewahren.

Die Hebräer, lange Zeit hindurch kein litterarisch gebildetes Volk, dessen Schriftwesen sich zuletzt nur auf eine kleine Nationalbibliothek beschränkte, konnten ebenso wenig als Uebersetzer aus fremden Sprachen auftreten. Wie sollten sie bey ihrem Nationalstolz sich um die Litteratur der Völker die sie verachteten und deren Religion und Sitten ihnen ein Gräuel war, im geringsten bekümmern oder gar damit befassen? Nur ihre eignen heiligen Schriften waren sie genöthigt theils zu commentiren, theils in die verwandten Dialecte semitischer Sprachen sowohl, als wegen ihrer im hellenisirten Aegypten lebenden Glaubensbrüder ins

Griechische zu übertragen. Da nun diese Uebertragungen größtentheils erhalten sind; so würde eine documentirte Geschichte des Uebersetzens zunächst mit den Schriften der Hebräer anzufangen haben; wobey der Vortheil eintritt, daß, da zu gleicher Zeit die Originale vorliegen, eine mehr oder weniger vollkommene Vergleichung von Urschrift und Nachbildung anzustellen möglich würde. Diese dürfte das Resultat geben, daß zuerst buchstäbliche Treue und Genauigkeit, in den Uebersetzungen der Hebräer zum Vorschein kommt; ein Character, der mit andern Eigenschaften der Nation zusammenhängend, sich großentheils auch in der Uebersetzung griechischer und römischer Schriften, welche von gelehrten Juden des Mittelalters verfertigt worden, rühmlichst aussprechen soll.

Nicht so günstig würde das Urtheil über die Araber zur Zeit ihrer blühenden Epoche ausfallen. Zwar übersetzten sie mehrere wissenschaftliche Werke der Griechen und Römer;

allein nach dem Urtheil der größten Kenner ihrer Sprache und Litteratur soll es nichts unzuverlässigeres und treuloseres geben, als diese ihre, willkührlich erweiterten oder verkürzten, mit Fremdartigem vermischten, Bearbeitungen auswärtiger Litteratur-Werke.

Die früheren Griechen, d. h. in der Zeit ihrer genialen Productivität, übersetzten nicht. Was und von Wem hätten sie auch übersetzen können und mögen, bey der geistigen Absonderung in der die Völker des Alterthums lebten, und bey der so laut ausgesprochenen Vorliebe der Griechen für das Eigene: wie denn der alles Fremde verachtende, und nur Eigenes bewundernde Egoismus allen Völkern in ihrer Kindheit angehörig, sie noch öfter bis zur höchsten Stufe der Cultur begleitet, wovon sogar in unserer christlich-humanen Zeit die gebildetsten Nationen — Franzosen und Engländer — nicht abzuläugnenden Beweis geben. — Dagegen verstanden sie allerdings wohl Fremdes sich so zu- als anzueignen, wußten es aber der-

gestalt mit ihrer eigenthümlichen Vorstellungs- und Empfindungsart zu verweben, daß es, wo nicht gerade als etwas ihnen ursprünglich Angehöriges erschien, jedoch für einen ihrer Persönlichkeit wohl angepaßten Schmuck, oder als verfeinertes Selbstfabricat aus den rohen Stoffen der Fremde gelten konnte.

Selbst in den Relationen, welche Herodot und Ctesias in ihren ethnographischen Werken von auswärtigen Völkern liefern, darf man nicht glauben, Urkunden und Schriftwerke derselben übersetzt zu lesen: eigene Beobachtung, wenn es sich traf, übrigens aus dem Bericht von Dolmetschern nach griechischer Ansicht aufgefaßte und gemodelte Erzählung ist wohl alles Auswärtige was in den Werken der genannten Schriftsteller uns entgegenkommt; und selbst im besten Fall, da es aus Mangel der Originale einer Controle ermangelt, für unseren Zweck nicht in Anspruch zu nehmen.

Aber auch zu der Zeit ihrer gelehrten Bildung, als nach Alexander dem Großen die ab-

nehmende poetische Productivität sich meist auf Critik und Bibliographie resignirte, wo der Orient seine Sagen, Mährchen, Philosopheme, Chroniken und Annalen in schriftlicher Aufzeichnung den Bibliotheken zu Alexandrien und Pergamum zuströmte, war wohl weniger von Uebersetzungen aus solchen dem ausgebildeten Sprachgenius und Geschmack der Griechen nicht völlig zusagenden Idiomen, als von Benutzung und Verarbeitung des darin enthaltenen Stoffes zu geschichtlichen oder räsonnirenden Werken die Rede. Und so will es für unsern Zweck nicht viel bedeuten, wenn man von griechischer Uebersetzung phönizischer und carthagischer Werke spricht, die in Bruchstücken uns zugekommen, sich weder vollständig beurtheilen noch mit den mangelnden Originalen vergleichen lassen.

Selbst unter der Herrschaft der Römer, als griechische Staats- und Geschäftsmänner sich mit der römischen Geschichte und Alterthumskunde auf gelehrte Weise vertraut mach-

ten, um sie ihren Landsleuten aus den Quellen mitzutheilen, geschah dieß weniger durch Uebersetzung als durch Benutzung und Verarbeitung des nicht immer mit auslangender Sprachkenntniß gehandhabten historischen Stoffes. Denn von Uebertragen poetischer und rhetorischer Erzeugnisse der Römer ins Griechische ist, außer etwa in Schulübungen, nirgends eine Spur, und solches auf keine Weise auch nur wahrscheinlich, da die Griechen sich als Lehrer und Muster der Römer anzusehen so befugt als gewohnt waren.

Wenn denn gleichwohl aus ihrer spätesten Zeit, unter den Byzantinern, sich griechische Uebersetzungen sowohl aus dem Römischen, wie aus orientalischen Sprachen vorfinden, so werden diese doch weniger den Character der Urschrift als vielmehr eine gewisse periphrastische und metaphrastische Manier behaupten, zu der sich zuletzt eine vollkommen ausgebildete und abgeschlossene Sprache selbst wider Willen bequemen muß, weil ihr sowohl die Lust als die

Fähigkeit abgeht, dem Original in seinen Eigenthümlichkeiten zu folgen.

Die Römer übersetzten zwar, und frühzeitig genug, poetische und rhetorische Werke der Griechen und betrachteten auch in ihren Rhetorenschulen das Vertiren aus dem Griechischen als eine treffliche Vorübung zu Gewinnung eigener Gedanken und Redewendungen; allein, da dieser Nation in allem was Sprache und Kunst betrifft, die zweyte Rolle durch Natur und Schicksal zugetheilt war: so blieb ihr nach einem sklavischen Anfang im Nachbilden sogar griechischer Wortformen, welche dem Genius der römischen Sprache von Natur fremd auch durch spätere Bestrebung nie recht zu eigen werden mochten, bloß das Rivalisiren mit ihren griechischen Vorbildern durch Imitation und Accommodation, d. h. im Grunde das Aufsuchen eines Surrogats oder Aequivalents, oder die Kunst Ein und dasselbe auf andere Manier zu sagen; worin sie es denn nach dem Selbstzeugniß ihrer Autoren aufs höchste brach-

te, indem sie alles wo nicht erfunden, doch verbessert und vervollkommnet zu haben sich einbildete.

Ihre stylistische Uebersetzungsmethode ging nun aber auch auf die Tochtersprachen des Lateinischen über und folgte ganz natürlich aus dem Character eines concisen, im Reduciren auf Begriffe nicht im Nachbilden von Anschauung sich gefallenden, mit einem Wort eines die Abstracta liebenden Sprachidioms. Ein solches ist wohl geeignet den Sinn eines Originals in Resultate zu concentriren, keineswegs aber, wie die episch-darstellende Weise des Griechen, in ihrer malerischen Ausführlichkeit, der Vorzeichnung eines Urbildes zu folgen, und außer dem Contour auch noch Colorit und Ton desselben so genau als möglich wiederzugeben.

Dieser Kennzug römischer Sprachweise und römischen Geistes zeigt sich daher auch noch in den lateinischen Versionen, welche seit dem Wiederaufleben der classischen Litteratur durch

Philologen aus allen europäischen Zungen, so von Werken der griechischen als moderner Sprachen gefertiget worden und noch werden.

Wenn nicht in allen, doch gewiß in den meisten, erscheint das Original nur auf den Ausdruck einer Pasilalie reducirt, keineswegs aber das Besondere desselben noch weniger das Individuelle des Autors wiedergegeben. Keine Sprache der Welt dürfte daher wohl weniger zu Interlinear-Versionen geeignet seyn, als eben die Lateinische, die gleichwohl, nach einem alten Herkommen, unter dem Schein seyn sollender Gründlichkeit, auch bey den neuesten Uebersetzungen aus dem Indischen zu Ungunst und Verkümmerung des Originals angewendet wird, während eine Nachbildung in der Muttersprache das populäre Verdienst schneller und weiter verbreiteter Kenntniß des Vortrefflichen unter einem größern Publicum sich erwerben würde.

Die Uebersetzungen der Italiäner, Portugiesen, Spanier, Franzosen und

selbst der Engländer behaupten demnach, wie sich erwarten läßt, den Character ihrer Stammsprache und die Grundsätze der römischen Vorbilder. Eine Annäherung an die wahren Grundsätze, durch Nachahmung der antiken Sylbenmaaße — ein Versuch der in einer gewissen Periode von Italiänern, Franzosen und Engländern beinahe gleichzeitig gemacht wurde — fand weder durchgehenden Beyfall noch dauernde Nachfolge; im Gegentheil ward sie für die Engländer sogar verpönt durch ein ausdrückliches Verdammungsurtheil Bacon's; und selbst in neuerer Zeit wurde den Franzosen schlechthin alles Uebersetzen, als zur Einbuße des National-Geistes und Characters führend, verdächtig gemacht. Wenn diese Nationen denn gleichwohl mit Uebersetzungen der Alten prangen, so sind diese im besten Falle, nur mit ohngefähren aus mehr oder minder treuem Gedächtniß gemachten Copien zu vergleichen. Man könnte sie sämmtlich characterisiren als „Uebersetzungen ohne Maaß."

Denn da sie weder in Satz- und Periodenbildung noch im Versbau die Dimensionen und Proportionen des Originals beybehalten, so geben sie wenig mehr als den Inhalt, die Summe des Gedankens; statt seiner Form und Farbe aber nur ein Surrogat von eigenem Nationalgeschmack oder Tournüre, so daß, bey aller hochgerühmten „classischen Education“ nur aus dem griechischen und lateinischen Idiom entlehnte Wörter und Floskeln alter Autoren, sonst aber nichts von antiker Sinnes-, Ausdrucks- und Wendungsart in den eigenen Werken der Nationalsprache zum Vorschein kommt.

Ist nun jenes Verfahren schon für die Prosa kaum, und nur allenfalls nach Umständen bey gewissen Zwecken, zulässig, so ist es für alle gebundene Rede, als in einem verderblichen Grade sie beeinträchtigend, völlig abzuweisen. Die Poesie, selbst Maaß und in Maaßen sich bewegend, kann sie noch ihren Character und Ausdruck behalten, wenn sie die

Tactart und das Tempo verändert? Diese Transposition vornehmen heißt den Character des Stücks verändern und ist eben so seltsam als ein Adagio in ein Allegro, ein Largo in ein Prestissimo zu verwandeln.

Daß man den Homer in Jamben übersetzen könne, auch wenn man nicht die Absicht hat ihn zu travestiren, ist allenfalls zu begreifen, aber sich einzubilden ein Meisterstück von Uebersetzung daran zu besitzen, ist eine Superstition die zunächst einer Reform des hergebrachten Litteraturwesens hoffentlich weichen wird.

Die Uebersetzungsweise welche die Deutschen im Mittelalter, sowohl bey alten Profanschriftstellern als bey benachbarten Modernen anwendeten, hatte anfangs, d. h. zur Zeit der Minne- und Meistersänger, denselben so eben beschriebenen wenn nicht noch viel freyeren Character, und würde sich richtiger als Travestirung, oder auch als sogenannte freye Bearbeitung bezeichnen lassen. Ja die ganze deutsche Nationalpoesie jener Zeit ist, mit Aus-

nahme der lyrischen, mehr oder weniger eine freye Nach= und Umgestaltung ausländischer Vorbilder, die selbst wieder ursprünglich von lateinischen Verfassern aus dem Clerus herrühren. Erst gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, als dieser Nationalgesang wo nicht aufhörte doch schwächer ertönte, dagegen die Prosa mit ernsteren Studien, wie Arzneywissenschaft und römische Rechtskunde, mehr in Gang kam, zeigt sich das Bestreben, geweckt und unterstützt durch genauere grammatische Sprachkenntniß, auf ein eigentliches Wiedergeben des Originals auszugehen, und das letzte Viertel dieses Jahrhunderts ist so reich an deutschen Uebersetzungen aus dem Lateinischen und andern neueren Sprachen, daß sogar gegen sie als gefährliche Förderungsmittel der Volksaufklärung strenge Verbote der Geistlichkeit ergingen. Wir erblicken darin die ersten Vorboten und Verkündiger des durch die Reformation und ihre Folgen hervorgerufenen oben bereits angedeuteten Princips.

Hatte nämlich die christliche Religion, durch die göttliche Autorität ihrer heiligen Urkunden, nicht nur die höchste Verehrung, sondern auch die gewissenhafteste Treue beym Uebertragen derselben in andere Sprachidiome, nach dem Vorgange der Hebräer, allen ihren Bekennern zur unverbrüchlichsten Pflicht gemacht, so daß zuerst in Bezug auf diese Schriftdenkmäler auch die sprachverschiedensten Nationen die möglichste Annäherung an den Urtypus zu beobachten sich sowohl aufgefordert als von selbst entschlossen fühlten und noch fortwährend fühlen — eine Obliegenheit welche denn auch bey allen kirchlichen auf jene sich stützenden Schriften folgerichtig in Anwendung kommen mußte —: so sollte von nun an auch zugleich für die Schriftwerke des menschlichen Geistes eine ähnliche angemessene Hochschätzung und Gewissenhaftigkeit, bey Uebertragung derselben in die Muttersprache, gewonnen und durch die Deutschen, die hierin zuerst den Ton und die Mensur angaben, begründet werden,

und zwar in Gefolg und auf Anlaß jenes welthistorischen Ereignisses. Wie also vormals die getreuste Verbreitung göttlicher Offenbarungen in alle Sprachen und Mundarten sich von der denkwürdigen Epoche der Ausgießung des heiligen Geistes herdatirt; so darf man ohne blasphemische Anmaßung behaupten: von der Reformation und der in ihrem Gefolge werkthätig auftretenden Philologie und Philosophie nahm auch die gründliche Erkenntniß eines herrlich in Kunst und Wissen sich offenbarenden Menschen-Geistes den ersten Ausgang, um nächst frohgläubiger Anerkennung seiner mannigfaltigen Werke auch treufleißige Nacheiferung in immer weiter und weiter wirkender Folge zu entwickeln.

Nachdem M. Luther für seine Zeit genial, meister- und mustermäßig, für alle folgenden bewunderungswürdig, als Uebersetzer, man kann sagen zweyer Litteraturen, der altjüdischen und neuchristlichen aufgetreten; so war durch

seine Leistung auf einmal nicht nur ein regelgebendes Vorbild, sondern auch ein höchst ergiebiges Sprachelement gewonnen, in welches sich auswärtige Idiome nicht nur ohne Verlust und Einbuße übertragen ließen, sondern das selbst auch einer zunehmenden Entwickelung, immer vollendeteren Ausbildung durch gemeinsame Bearbeitung fähig erschien. Die unvermeidlichen Nachwehen der Reformation, als einer Wiedergeburt des Geistes, der durch äußere Hemmnisse in sich gedrängt in hypochondrische und feindselige Stimmung gegen sich selbst zu gerathen schien, verzögerten zwar noch eine Zeit lang die vollständige Anwendung des gewonnenen Princips auf die Werke des classischen Alterthums, wie des Auslandes; förderten aber doch das gründliche Studium der alten Sprachen und somit der Sprachwissenschaft überhaupt, und bereiteten demnach eine zweyte Epoche vor, welche mit dem gelingenden Selbstbetrieb der Poesie und Redekunst, auch die Nachbildung fremder Kunst-Erzeug-

nisse in wechselseitigen Einfluß zu bringen und dadurch beydes zu steigern wußte.

Diese Epoche beginnt mit dem protestantischen Martin Opitz und seinen Nachfolgern. Durch eine, auf den Grund der von Luther angestimmten Sprachweise weiter fortbauende mannigfache Benutzung und Ausbeutung der in der Sprache liegenden Analogien, auf Anlaß und Anreiz der nachzuahmenden antiken sowohl als modernen Vorbilder, wird nicht allein ein unglaublicher Vorrath von Worten und Wendungen geschaffen, sondern auch die ästhetische Anerkennung des Kunstmäßigen und Schönen in den Originalen noch mehr geweckt, und tiefer begründet.

Sobald daher durch eine immer vernunftgemäßer sich gestaltende Religion, und eine der scholastischen entgegenwirkende originalere Philosophie auch die Humanität — wie man das in Kunst und Wissenschaft sich, als Drittes einer großen Dreyeinigkeit, offenbarende Menschenwesen zusammenfassend be-

zeichnen möchte — zu einer ästhetischen Anerkennung gelangt war und die noch so verschiedenen individuellen Ausdrucksarten menschlichen Denkens und Empfindens, als eben soviel sich steigernde Gestaltungen einer großen Idee zu gelten anfingen; sogleich mußte auch der sprachliche Ausdruck derselben in diesem oder jenem Volke durch Bild und Rhythmus, als etwas interessant Wesentliches zu eben jener Individualität Gehöriges, in nähere Betrachtung kommen, und nicht nur Zugeständniß im Allgemeinen sondern auch Nachahmung und Beybehaltung im Besondern finden.

Diese Anerkennung war zuerst ein Zug der Gerechtigkeit, welche ein Anderes gelten läßt und ihm eigenen Fug und Lust des Daseyns und Wirkens zugesteht, und die wir oben als nothwendige Bedingung und Grundlage aller Uebersetzungskunst angaben. Nun fehlt noch die angewandte Bethätigung durch Liebe, als das zweyte Erforderniß. Diese offenbaret sich in freundlich zuvorkommender Nach-

giebigkeit und Bequemung gegen und an die Art seines Wesens, ja in völliger Identificirung mit seinem Wollen und Wirken; und auch diese sollte ihr zuletzt in Bezug auf Inhalt und Form eines Vorbildes möglich werden.

Zwey Elemente der Uebersetzungskunst hatten sich sonach entwickelt, Gerechtigkeit und Liebe. Bey keiner Nation zeigten sich diese Erfordernisse in einem so vorzüglichen practischen Grade, als bey der deutschen, unter der sie jedoch öfter, ihr selbst unverstanden, nur mit dem Namen eines Vorurtheils für das Fremde und der Nachahmungssucht zur Sprache kamen. Und freylich konnten solche Eigenschaften sich nur vereint finden bey einer Nation die eigentlich zu reden noch nicht fertig und abgeschlossen ist, d. h. die immer noch im Lernen begriffen auf sich einwirken läßt, und eben so geneigt als bedürftig bleibt, von außen anzunehmen, dergestalt daß diese Unfertigkeit in einer Hinsicht, ihr zu einer wahren Fertigkeit in anderem Betracht werden muß.

Sie behauptet demnach die unbefangene Bildsamkeit eines Kindes, das mit Achtung und Liebe für die Eigenschaften Aelterer und Höherer erfüllt, dieselben durch Nachahmung sich anzueignen strebt. Eine solche Nachahmung steigert sich zur Nacheiferung mit der zunehmenden Kenntniß und Einsicht des Nachahmungswerthen selbst, und macht daher nur Fortschritte in dem Grade, daß sich ihr neue Ansichten hierüber eröffnen.

Die Früchte dieser deutschen Gesinnung, nachdem sie einmal mündig geworden, zeigten sich zuerst an den Uebersetzungen der Alten.

Allgemein hielt man sich nicht allein streng an den vorliegenden Inhalt, den man gründlich zu erschöpfen suchte, sondern auch mit fortschreitender Einsicht und eigenem Kunstvermögen, an die ihn bedingende äußere Form.

Und hier wäre eigentlich der Ort für umständlichere Auseinandersetzung der Verdienste, welche sich deutsche Gelehrte und Dichter seit Mitte und Schluß des vorigen Jahrhunderts

zuvörderst um das classische Alterthum erworben: einmal durch strengeres Anschließen an den Inhalt, in genaueren sinnerschöpfenden Uebersetzungen: wie die treufleißigen Arbeiten eines Damm, Heilmann, Reiske, Heinze; und später die elegantern eines Garve, Wieland, Hottinger und anderer; wodurch nicht nur Verständniß und Uebersicht der alten Schriftsteller, mehr als durch abgerissene Commentare gefördert, sondern auch der Gehalt derselben für das größere Publicum ausgemünzt und unter demselben in Umlauf gebracht wurde: sodann aber durch Nachbildung der Form in immermehr dem Gelingen sich annähernden Versuchen zur Wiederbelebung der alten Sylbenmaaße. Diese Forderung, so natürlich sie uns jetzt erscheint, und gewissermaaßen sich von selbst verstehend, konnte doch nur zuerst aufgestellt und geleistet werden von Dichtern und dichterisch gestimmten Organisationen, deren Ohr an sich schon für den Rhythmus empfänglicher, bey dem Lesen der Alten noch

ganz besonders von der characteristischen Entschiedenheit der antiken Sylbenmaaße und ihrer Angemessenheit zum Inhalt afficirt, die Nachahmung derselben, so gut wie jede andere Mimesis, sich zur Aufgabe machen, und sowohl in eigenen Poesien als in der Wiedergabe fremder bewerkstelligen mußte. Und so erwarben denn zuerst Klopstock, Ramler, Voß, sammt ihren Mitwirkern und Nachfolgern, das deutsche Verdienst: jenes Uebersetzer-Princip, Gerechtigkeit und Liebe, in seinen strictesten Bedeutungen bey der Uebersetzung aus den ältern Sprachen geltend gemacht zu haben; wovon denn die Folge war, daß es auch in nothwendiger Consequenz bey Uebersetzungen aus allen neuern Sprachen vollkommener ausgeübt werden mußte.

Indessen dauerte es hier doch länger als man hätte erwarten sollen. Allein wer Geschichte und Leben sinnig betrachtet, wird vielfältig Gelegenheit haben zu bemerken, daß die Menschen gar oft für ein undurchdringlich Hin-

derniß halten, was doch nur eine papierne Wand ist, die sich mit dem Ellbogen einstoßen ließe; und so retardirt sich nicht selten das ganz Folgerechte wegen vermeinter Unmöglichkeit. Es scheint aber gut und einer stetigen nicht übereilten Entwickelung angemessener, daß solche Vorurtheile obwalten, damit sowohl der Einzelne als ganze Geschlechter in der Beseitigung derselben nicht nur Beschäftigung, sondern auch Verdienstlichkeit finden mögen.

Nach dieser Bemerkung wird es erklärlich, wie man an dem was hinsichtlich der alten Sprachen bereits möglich geworden war, treuste Copie der so schwierigen oft erst zu ermittelnden Metra, verzweifelte in Betreff neuerer Sprachen, welche in ihren Dichtungsformen doch nur geringere Abwechselung bieten, und deren Schwierigkeit nicht in den Rhythmen sondern allein in den Reimen zu finden wäre, insofern von ihrer Bedeutsamkeit die Rede seyn sollte.

Die Italiänische Stanze vollkommen nachzubilden dachte und wagte anfänglich Nie-

mand; und Terzinen nur einigermaßen zu versuchen, entmuthigte sogar bisherige Meister im Uebersetzen. Und doch hatte man die Sonettform nicht nur bey Uebersetzungen, sondern auch bey selbstständigen eignen Dichtungen längst schon angenommen, wenn auch anfangs nicht mit ebenmäßiger Verslänge, wozu doch bereits einzelne Beyspiele der Minnesänger hätten Ermuthigung geben sollen.

Hatte man Sonette statt in Hendekasyllaben vielmehr in dem aus dem Französischen und Holländischen einseitig aufgegriffenen Alexandriner gebildet; so konnte die darin bereits enthaltene Form der Ottave sowohl als der Terzine nicht für ein Unmögliches und Unerreichbares gelten, wenn man sie einstweilen auch nur mit Alexandrinern nachbildete, indem diesen Falls die Beobachtung dreyer gleichen Reime bey einem Theile nicht schwieriger seyn konnte, als bey dem Sonett im Ganzen. Aber die Menschen sind weit weniger zum Entdecken und Erfinden als zum Nachahmen und Beybe-

halten erschaffen, außerdem das Individuum nicht in Millionen Exemplaren existiren würde.

Genug, erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, versuchte zuvörderst Wieland die italiänische Stanze in der Art nachzuformen, daß er freylich die drey gleichen Reime beybehielt, in der Stellung derselben jedoch sich vielfache Abweichungen herausnahm, die uns jetzt schwieriger vorkommen, als die Beobachtung der Regel; dazu ein Hin- und Herschwanken der Verslänge, die vom drey- und vierfüßigen Jambus bis zum sechsfüßigen abwechselt. Goethen war es vorbehalten auch in der genauesten Nachbildung der Ottave rime wenn nicht der erste zu seyn, doch zuerst mit entschiedenem Gelingen als Meister aufzutreten.

Sein Verdienst ward früher oder später — wie es in Deutschland zugeht — nach längern oder kürzern Einreden und Gegenerinnerungen, endlich allgemein anerkannt, und wie es ebenfalls vaterländischer Gebrauch ist, ganz still und ohne vieles Aufheben, durch Nacheiferung

sowohl bey eignen Dichtungen als bey Nachbildung fremder thatsächlich gefeyert.

Demungeachtet fand die regelmäßige Nachbildung bey Uebersetzungen, wo sie hingehörte, weniger Nachfolge als bey eigenen Dichtungen. Es geschahen sogar Rückschritte. Die Uebersetzer des Tasso und Ariost machten sich, wie besonders des letztern Styl und Ton so auch die Freyheit seiner Stanze zu Nutze, ja einer derselben sogar, durch Abwerfen des fesselnden Reims, die Aufgabe so bequem, daß er auch nicht einmal auf Beybehaltung der Versabtheilung und Satzstellung, als einer nothwendigen Schadloshaltung für jene Einbuße, bedacht war.

Erst um den Anfang dieses XIX. Jahrhunderts — ein in jeder Hinsicht merkwürdiger Zeitschied, welcher auch in Sprache und Kunst einen auffallenden Abschnitt brachte, — trat G r i e s mit einer nach Form und Inhalt gelungenen Uebersetzung des Tasso hervor, und leistete in ganzer unverbrüchlicher Strenge und

Folgerichtigkeit etwas woran man noch kurz zuvor völlig verzweifelt hatte.

Mochte nun der Deutsche, von Hause aus zum Ernst geneigt, eine seinem Wesen mehr zusagende Würde wohl eher erreichen bey einem Gedicht wie Tasso's Jerusalem, das von feyerlicher Art vorzüglich Correctheit und Gemessenheit in Ausdruck und Form beobachtet; so hielt man ihn doch immer für unfähig auch den leichtern Gang der ariostischen Muse und ihre graziosen Tanzschritte nachzuahmen.

Allein der Beharrlichkeit des deutschen Fleißes, bey Anwendung eigener Dichtergaben, sollte es gelingen auch diese Palme zu erreichen. Dem deutschen Sänger des befreyten Jerusalems, der so zu sagen im tragischen Felde den Siegerkranz davon getragen, war es beschieden, auch im Comischen der Ariostischen Muse gleiche Lorbeern zu gewinnen, und die gleiche Anstelligkeit unserer Sprache zum Scherz wie zum Ernst, in einer und der nämlichen Persönlichkeit zu bethätigen.

Hiebey ist jedoch nicht zu vergessen, vielmehr mit dankbarer Anerkennung hervorzuheben, wie viel zu dieser Gelenkheit und Anmuth der Sprachbewegung bereits Wielands graziose Leichtigkeit und Unbefangenheit in seinen eigenen, der ariostischen Muse so nah verwandten Dichtungen beygetragen; wie sehr er nicht nur die Fertigkeit und Mannigfaltigkeit des Reimens vermehrt und erhöht, sondern überhaupt einen natürlich edlen Ausdruck ohne Bombast und Schwulst; zugleich belebt durch den reizenden Anstrich gutmüthiger Laune, dem deutschen Vortrag angewonnen; der sonst, ohne Wieland und seine Schule, durch vorherrschenden Einfluß der alten Sprachen, ingleichen durch die norddeutsche Vorliebe für die ernsthaften Britten, wie auch durch den Umstand, daß die Sprache bis dahin meist nur zu strenger Auseinandersetzung wissenschaftlicher Gegenstände, besonders der Religion und Sittenlehre, angewendet worden, beynahe ganz auf die Seite des Ernstes übergewuchtet wäre.

Soviele Leistungen nun von Einem Manne und beynahe auf Ein Mal während und innerhalb der Blüthe eines Menschenlebens, waren dennoch weit entfernt für das Letzte und Aeußerste zu gelten und mit stolzer Zufriedenheit für den Gipfel der Kunst angenommen zu werden, daß sie den Trieb der Nacheiferung noch mehr entflammten und das Wagniß aufriefen mit dem Bereitsgewonnenen das Glück noch weiter zu versuchen.

Und so blieb man denn nicht bey den Italiänern stehen; Spanier und Engländer kamen gleichzeitig an die Reihe, nach den eben dargelegten Principien übersetzt zu werden: ein Unternehmen das nicht minder gelang, ja in gewisser Hinsicht, wegen überwundener größerer Schwierigkeiten, noch mehr Bewunderung erregen mußte.

Was hier gleichzeitig ebenfalls von Gries, Schlegel und andern geleistet worden, wirkt in zunehmender Anerkennung und mannigfacher Nachfolge lebendig fort. Allbereits sieht

man dieselben Maximen, denselben Eifer, dieselbe Genauigkeit und Treue den bedeutendsten Dicht- und Redewerken aller Nationen nicht nur Europa's, sondern auch anderer Welttheile zugewendet, dergestalt daß Blüthen und Früchte des gesammten durch Sprache sich offenbarenden menschlichen Schöpfungsvermögens in dem Medium der unsrigen, wie in einem geistigen Element, aufbewahrt und dem allgemeinen Bedürfniß zu Genuß und Nahrung mitgetheilt werden mögen. Und so dürfte sich bald die von Goethe gestellte Prophezeihung (K. und A. Band V. Heft 2. S. 59.) wahr machen: „Der Ausheimische werde in kurzer Zeit bey uns Deutschen zu Markte gehen müssen, um die Waaren die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung zu empfangen." — Dann wäre in unserer Sprache die einzige mit der mindesten Einbuße des Individuellen mögliche Pasilalie und Pasigraphie aufgefunden.

Riemer.

Ueber die Eigenthümlichkeit von Goethe's Einwirkung auf Kunst und Wissenschaft.

(Aus einer Vorlesung im Verein der Kunstfreunde im Preußischen Staat, gehalten zu Berlin am 1. May 1832.)

Indem ich der Beweise wohlwollenden Antheils zu erwähnen hatte, welche unser Verein seit unserer letzten Versammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den sich bey Ihnen allen, die Sie hier anwesend sind, eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen wird. Es ist dieß ein an Hrn. Geh. Rath Beuth gerichteter Brief Goethe's vom 4. Januar d. J., in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeschickt worden

waren. Ich glaube am besten zu thun, Ihnen den Brief selbst vorzulesen.

„Ew. Hochwohlgeboren bereiteten mir, indem Sie einen lang gehegten stillen Wunsch erfüllen, gar anmuthige Weihnachtsfeyertage. Sie wissen, daß ich, insofern es meine Lage erlaubt, mannigfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu versammeln suche, wozu Sie ja, seit so manchen Jahren, die freundlichsten und wichtigsten Beyträge mir gegönnt haben, und was kann endlich interessanter seyn, als zu erfahren, wie sich in den letzten Augenblicken die Kunst im Vaterlande bildet, wie sie erregt, gefördert und belohnt wird.

Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich dem verehrten und in so hohem Grade wirksamen Kunstverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich schon viel denken und überlegen gemacht, denn nichts ist dazu auffordernder, als wenn wir die mannigfaltigsten Resultate vor uns sehen,

welche aus zweckmäßiger Anwendung großer Mittel hervorgehen.

Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten muß gegenwärtiges zu verspäten, wobey ich mir jedoch vorbehalte, zunächst einige weitere Aeußerungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon, bey den vielfach sich manifestirenden Talenten, vielleicht hie und da etwas angenehmes zu hoffen stände.

Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu betheuern, daß ich Ew. Hochwohlgeboren unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weiß, darf ich mich wohl unterzeichnen als einen treu Theilnehmenden und aufrichtig Verpflichteten."

Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dieß Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens da-

mit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben.

Zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Goethe's gehört sein Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Daseyn und sein Wirken in sich, den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dieß noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dieß fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht bloß den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht bloß den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht bloß den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns, neben und außer diesem allem, als wäre uns

bloß dadurch, daß Er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dieß schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften einst zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dieß nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des

Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt. Auf diesen Punct hin war Goethe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dieß geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden da stand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an Ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freywilligkeit des Genies, alle diese Goethe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Ge-

müther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dieß zusammengenommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und festgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwickelung.

Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch — um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt — wurde er vorzüglich der Kunst so

wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dieß wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freyen, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Wilhelm von Humbold.

Ueber den Abschluß des Faust.

Goethe.

I.

An H. Meyer nach Carlsbad.

Weimar, 20. Jul. 1831.

Durch Schaller will ich Ihnen wenigstens ein vorläufig freundliches Lebenszeichen gebo- ten haben. Möge er Sie wieder glücklich zu uns zurückbringen. Im Ganzen finden Sie alles an der alten Stelle.

Preller hat den Entwurf seines Bildes, in der Größe wie es werden soll, auf Papier recht wacker hingestellt. Die wüste Gegend hat er durch eine sehr gutgedachte Staffage

belebt und man kann mit dem Ganzen sehr wohl zufrieden seyn.

Möge es Ihnen und sodann unserer theuern Fürstin auch in diesem Sinne erfreulich seyn! — —

Wundersam bleibt es immer wie sich der von allem absondernde, theils revolutionaire, theils einsiedlerische Egoismus durch die lebendigen Thätigkeiten aller Art hindurchzieht.

Den meinen, will ich nur bekennen, hab' ich ins Innerste der Production zurückgezogen und den, nunmehr seit vollen vier Jahren, wieder ernstlich aufgenommenen zweyten Theil des Faust in sich selbst arrangirt, bedeutende Zwischenlücken ausgefüllt und vom Ende herein, vom Anfang zum Ende, das Vorhandene zusammengeschlossen.

Dabey hoffe ich, es soll mir geglückt seyn allen Unterschied des Frühern und Spätern ausgelöscht zu haben.

Ich wußte schon lange her was, ja sogar wie ich's wollte, und trug es als ein inneres

Mährchen seit so vielen Jahren mit mir herum, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit näher anmutheten. Nun sollte und konnte dieser zweyte Theil nicht so fragmentarisch seyn, als der erste. Der Verstand hat mehr Recht daran, wie man auch wohl schon an dem davon gedruckten Theil ersehen haben wird. Freylich bedurfte es zuletzt einen recht kräftigen Entschluß, das Ganze zusammenzuarbeiten, daß es vor einem gebildeten Geiste bestehen könne. Ich bestimmte daher fest in mir, daß es noch vor meinem Geburtstage vollendet seyn müsse. Und so wird es auch; das Ganze liegt vor mir, und ich habe nur noch Kleinigkeiten zu berichtigen; so siegle ich's ein, und dann mag es das specifische Gewicht meiner folgenden Bände, wie es auch damit werden mag, vermehren. Wenn es noch Probleme genug enthält, indem, der Welt- und Menschengeschichte gleich, das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes darbietet, so wird es doch gewiß

denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte.

Und so ist nun ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt. Gleich liegen aber wieder andere hinter mir, die auch wieder gefördert seyn wollen, damit erfüllt werde, was geschrieben steht: „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben."

Ihro Majestät, der König von Würtemberg haben mir die Gnade erzeigt, wohl anderthalb Stunden bey mir zu verweilen. Glücklicherweise hatt' ich heitern Sinn und einen gewissen Grad von Offenheit, so daß derselbe sich scheint gefallen zu haben. Es ist immer als eine Gabe des Augenblicks anzusehen, zwischen Bedächtigkeit und Freymüthigkeit behaglich durchzuschiffen.

Unsere liebe Hoheit hab' ich freylich in diesen Trauertagen nicht wieder gesehen. Möge Sie Sich bald in dem Zustand fühlen, Sich ihren Verehrern wieder mitzutheilen.

In meinen Naturstudien bin ich auf eine wundersame Weise gefördert worden; man mag es zufällig heißen, indessen wenn man folgerecht in einem Studium fortfährt, so schließt sich das Aeußere, Lebendige zum Innern und verwächst zusammen.

Hiemit also wiederholten treusten Wunsch zur glücklichen Reise und frohem Wiedersehen.

Goethe.

II.

An Wilhelm von Humbold.

Nach einer langen unwillkührlichen Pause beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten, ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deßwegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst giebt, die

ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er; was er auch von außen empfangen schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen was man Character nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten, wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß das ich so gern brauche.

Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtseyn in

einer freyen Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt.

Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bey mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweyten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freylich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Character zu erreichen, was eigentlich der freywilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht

angehen, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unsere Abendgespräche führen oft auf die Gränzen dieses Faches.

Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

Weimar,
den 17. März 1832.
(Dem Tage seiner tödlichen Erkrankung).

Treu angehörig
J. W. Goethe.

Schlußwort.

„Wer keine Erinnerung hat
„Kann auch keine Hoffnung haben."

Goethe.

Als Goethe's nächste Freunde die Durchsicht seines reichen literarischen Nachlasses begannen, fanden sie gar bald, daß zu einem neuen Hefte von Kunst und Alterthum bereits Bedeutendes theils völlig ausgearbeitet, theils vorbereitet war.

Goethe hatte oftmals davon gesprochen, wie er mit diesem dritten Hefte des sechsten Bandes das ganze Unternehmen abzuschließen beabsichtige und nur noch durch die sich auferlegte unerläßliche Vollendung seines Faust daran behindert werde.

So schien es uns denn eine Forderung der Pietät sowohl gegen den theuern abgeschiedenen Freund als gegen das Publicum, jenen Beschluß nicht unvollzogen zu lassen, ihm vielmehr, soviel an uns wäre, in seinem Sinne zu genügen.

Edle auswärtige Freunde boten uns dazu bereitwilligst die Hand; wie sie den Verklärten eine so lange Strecke durchs Leben in liebevoll treuer Theilnahme an seinem Wirken und Schaffen begleitet, so wollten sie auch gern den würdigen Abschluß dieser Blätter fördern, gleichsam den letzten traulichen Abschiedsgruß des Scheidenden theilen.

Sey es uns vergönnt, einen kurzen Rückblick auf die mehr denn sechzehnjährige Periode zu werfen, in welcher Goethe, bey seiner oft einsiedlerischen Abgezogenheit von der Welt, sich durch die Herausgabe von Kunst und Alterthum in mehr oder minderem Contact mit seinen Zeitgenossen und den Erscheinungen des Tages zu erhalten, auf Begründung eines ed-

lern, cosmopolitischen Sinnes für Kunst und Literatur hinzuwirken, und so — wie in einem geselligen Sprechsaal — für sein gemüthliches Bedürfniß geistiger Mittheilung Befriedigung zu gewinnen bemüht war.

Dabey möge man uns gestatten, unsere Hauptgedanken sogleich in einem Bilde zu versinnlichen.

Auf der steinernen Brustwehr, die bekanntlich um die Plateforme des Münsters zu Straßburg läuft, befinden sich nach allen Himmelsgegenden hin scharfe Linien eingegraben und bezeichnet, die genau die Horizontalrichtung nachweisen, in welcher vom Münster aus die vorzüglichsten Haupt- und Handelsstädte Europa's liegen.

Es gewährt ein ganz eignes Gefühl sich gleichsam wie in den Mittelpunct eines Welttheils gestellt zu sehen und sich zu sagen: wenn jetzt dein Blick, ungehemmt durch Berg und Thal, gerade diese Linie verfolgen könnte, so würdest du Neapel, — oder wenn jene, um

einige Schritte rechts — Paris vor dir liegen sehen. Die Entfernungen verschwinden, gränzenlose Räume scheinen sich zusammenzuziehen, während die Brust sich erweitert fühlt, indem sie Begriff und Empfindung des Zusammenhangs mit einem so großen Weltganzen in sich aufnehmen soll.

So ungefähr möchten wir versuchen, die Tendenz anschaulich zu machen, die sich in Kunst und Alterthum erkennen läßt.

Nicht größere, in sich abgeschlossene, imponirende Productionen sollten sich darin kund geben; aber mit geprüftem sichern Blick sollte, wie von einer Warte, nach allen Seiten umgeschaut werden, wo in Kunst und Literatur sich Vollwürdiges oder doch Hoffnungsreiches hervorthäte, wo es Aufmunterung, Anleitung, wohlwollender Theilnahme bedürfe; vor falschen Richtungen sollte gewarnt, die rechten bezeichnet, erläutert, erleichtert, in den verdienstvollsten Leistungen Vor- und Mitlebender zur Anschauung gebracht werden, und vor al-

lem sollte ein freyer, aufmerksamer Sinn für die Gemeinschaftlichkeit alles Schönen und Guten, unter welchem Himmelsstrich, in irgend welcher Sprache es sich kund gebe, geweckt und genährt, — eine großartige Weltliteratur eingeleitet werden.

Blutige Kriege waren so eben erst beendet, der alte vaterländische Rhein wieder gewonnen, die deutschen Völker zu neuem friedlichen Staatenbunde verschlungen. Ein leidenschaftlicher Nationalhaß begann, nach ausgekämpften Schlachten, sich zu beschwichtigen, seine Einseitigkeit gewahr zu werden; wie im Landbau, Handel und Schifffahrt, so auch in Kunst und Wissenschaft fing ein neues froh-thätiges Leben an sich zu regen und zu verzweigen, entführte oder geflüchtete Kunstschätze kehrten zur alten Heimath wieder und ein gesicherter Besitzstand lockte überall zu neuen Unternehmungen oder doch zu Wiederherstellung früher lieb gewordener Zustände.

Unter so freundlichen Aspecten besucht

Goethe (1814) zum erstenmal nach langen Jahren seine Vaterstadt wieder, er schifft mit erfrischtem Jugendgefühl den Rhein hinab, verweilt auf beyden Ufern, erfreut sich der reichen Kunstschätze die sich zu Cöln aufthun, begrüßt den ehrwürdigen Dom mit erhöhtem Interesse, und bewundert zu Heidelberg jene unschätzbare Sammlung altdeutscher Meisterwerke, die der Kunstsinn und die unermüdliche Thätigkeit der Gebrüder Boisserée und Bertram so glücklich zusammengebracht.

Alsobald drängt es ihn, auch seinerseits in so löbliche Richtungen der Zeit wirksam einzugreifen und das erste Heft von K. und A. wird der Darstellung und Begünstigung des Unternehmens der Kunstfreunde am Rhein, Main und Neckar, wie der Belebung des Sinnes für ältere Kunstdenkmale überhaupt gewidmet. Aber fast gleichzeitig ist es ihm ein ernstes Anliegen, vor jener bedenklichen Einseitigkeit wohlmeinend zu warnen, die aus übertriebener Vorliebe für altdeutsche Kunst hervorge-

gangen war, und er entwirft mit seinem Freunde Meyer den Aufsatz über Neudeutsche, patriotisch-religiöse Kunst, Vielen damals ein Aergerniß, doch späterhin fast allgemein in seiner tiefen Begründung anerkannt und an Gediegenheit wohl von keinem ähnlichen übertroffen.

Der herrliche Commentar zu Leonardo da Vinci's Abendmal, welcher gleich hernach in K. und A. hervortrat, kann als die bündigste practische Darlegung jener Goethe'schen Maxime gelten: daß man das Falsche und Irrige weniger durch directe Opposition und Polemik, als durch fortgesetzte Aufstellung des Wahren und Rechten bekämpfen müsse; und wenn uns in den folgenden Aufsätzen über Myrons Kuh, Philostrats antike Gemälde-Galerie u. s. w. die Meisterwerke der Alten vorübergeführt, nach ihren Motiven, Verhältnissen und höhern Bezügen entwickelt werden, so finden wir auch hier wieder jene großartige Ansicht bethätigt, während der treffliche Aufsatz „Antik und Mo-

dern" die Gegensätze eben so gründlich als heiter ausgleicht. „Jeder sey auf seine Art ein Grieche! Aber er sey's!"

Doch nicht bloß ernste, tief eindringende Kunstbetrachtungen hatte jene Rheinreise hervorgerufen; auch die heitersten Bilder lebensfroher Sinnesweise waren unserm Goethe in die Heimath gefolgt. Wer erinnert sich nicht jener unvergleichlichen Beschreibung des Rochusfestes bey Bingen, in welcher characteristische Zeichnung, lebendige Bewegung und die frischeste Farbengebung sich mit naivem Humor und treuherziger Laune zu dem anmuthig-sinnreichsten Volksgemälde verschmelzen?

Aber nicht nur was er mit leiblichen Augen geschaut, schafft er zum anziehenden Bilde um; mit derselben Leichtigkeit versetzt er sich, als zu Straßburg ein geistreicher Mann „den Pfingstmontag" in elsaßischer Mundart schreibt, in die dortigen Zustände zurück und zieht uns alle mit dahin, entwickelt die verborgensten Eigenheiten jenes Idioms und des Volkslebens über-

haupt in ihren tiefern Bezügen zu unserer Muttersprache, zu Gesittung und nationeller Kultur, führt durch die heitere Klarheit seiner Beleuchtung das ganze fremdartige Lustspiel uns wie ein wohlbekanntes vorüber und bewirkt, daß die eigene Vaterstadt des Dichters nun erst sein großes Verdienst mit Ueberraschung gewahr wird und Beyfall und Absatz sich gränzenlos steigern.

Ein altes Cölnisches Manuscript „die heiligen drei Könige", lateinisch geschrieben, spricht ihm gleichmäßig zu; er spürt seiner Entstehung nach, hebt seinen volksthümlichen Werth hervor, treibt zur Uebersetzung desselben an, und entwickelt aus ihm die anmuthig-sinnreichsten Betrachtungen.

Hat er sich so an vaterländischen Eindrücken erfrischt, so wendet er nun den aufmerksamen Blick mit Wohlwollen zu jeder bedeutenden Erscheinung des Auslandes hin; von Lord Byrons kühnen, gigantischen Schöpfungen fühlt er sich ergriffen, zu Manzoni's mild-ruhiger, geistvoll-zarter Muse liebevoll hingezogen.

Goethe's Beyfall gilt dem edelstolzen Britten für höchsten Triumph und begründet für Manzoni eine neue, glücklichere Epoche seines Lebens.

Denn von dem Augenblick an, wo Goethe in K. und A. die unbedingte Anerkennung der hohen, reinen Begabung dieses trefflichen Mannes ausgesprochen, verstummen in Italien mehr und mehr jene leidenschaftlichen Gegner der neuern, s. g. romantischen Schule, die bisher Manzoni und seine Dichtungsweise durchaus nicht gelten lassen wollten und den Frieden seines Daseyns auf mannichfache Weise verkümmert hatten. Nun erst wird er in Deutschland, in Frankreich, England bekannt, vielfach übersetzt, bewundert, und als seine Ode auf Napoleons Tod uns Deutschen von Goethe nachgedichtet wird, entsteht ein wahrer Wettkampf vaterländischer Sänger in treuer Auffassung und Uebertragung des Originals.

Auch Salvandy's Alonzo verdankt einen großen Theil der Gunst, die er in Deutschland gefunden, der sinnigen Würdigung, die Goethe

in K. und A. ihm widmete. Und wie er alles, was ihn interessirt, sogleich anmuthig zu beleben weiß, so läßt er alle handelnden Personen des viel verschlungenen Romans in Reih und Glied vor uns auftreten und erleichtert durch kurze, geistvolle Characteristik Genuß und Verständniß. Was er bei diesem Anlaß über Pietät uns zuruft, (5. Bd. 1. Heft, S. 182–185.) und der Aufsatz über Verhältniß, Neigung, Liebe und Leidenschaft (6. Bd. 1. Heft, S. 56.) gehört gewiß zu dem sittlich-Zartesten, tiefst-Empfundenen, was jemals ausgesprochen worden.

Immer aufmerksam auf jene reinen, ahndungsvollen Naturlaute, die aus den Sagen und Volksgesängen hervortönen, schmückt er seine Hefte bald mit Neugriechischen, Schottischen, Irischen, Altböhmischen, Serbischen Nationalliedern, bald mit Indischen oder Persischen Dichtungen, macht uns die fremdesten Zustände anschaulich und sucht auf jede Weise unsern Gesichtskreis zu erweitern, auf daß Poesie, Kunst und Literatur als das gemeinsam heitere Band aller gebildeten Völker erscheine.

Sein „Charon“ weckt den Wetteifer der bildenden Künstler und ruft preiswürdige Zeichnungen hervor; seine scharf eindringenden Aufsätze über Theater-Einheit, über Shakspeare als Theaterdichter, über das Lehrgedicht und „Nachlese zu Aristoteles“ bereichern nicht nur die Theorie der Aesthetik, sondern bringen auch ihre abstracten Grundbegriffe zu allgemein faßlicher Anschaulichkeit, und die Commentare, die er über verschiedene seiner eignen Dichtungen giebt, lassen uns helle, oft überraschende Blicke in das Innerste seiner Productionsweise thun.

Kaum hat ein geistreicher Philolog, Gottfried Hermann, Bruchstücke des Phaethon von Euripides glücklich zusammengestellt, als Goethe's alte Vorliebe für diesen geistverwandten Tragiker neu erwacht und er sich im innersten gedrungen findet, alle Hülfsmittel der Forschung und Divination aufzubieten, um zu einer möglichst befriedigenden Restauration des ganzen für verloren geachteten Trauerspiels zu gelangen. Er webt den übersetzten Fragmenten in

kurzen Andeutungen das Ergebniß scharfsinniger Combinationen ein, die er dem Geiste des Dichters gleichsam ablauscht, und spinnt an den zarten Fäden, welche einzeln aufgefundene oft nur zeilenlange Stellen darbieten, die Idee des ganzen Stücks bis zum Schlusse so glücklich fort, daß es nach allen Hauptmotiven und Uebergängen uns in seiner einfachen Großheit völlig erkennbar und anschaulich wird. Auch die Bacchantinnen des Euripides entwickelt er uns aufs anmuthigste und kann dem Anreiz nicht widerstehen, sogleich eine der vorzüglichsten Stellen uns mundrecht wiederzugeben.

Aber wie neigungsvoll er sich auch hier dem Alterthum zuwendet,

„von wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu „hoffen und zu erwarten stehe," (4. Bd. „2. Heft. S. 158.);

es hindert ihn nicht, auch jedes Neue und Neuste der Zeit, sobald es sich nur als ein Tüchtiges ankündet, aufmerksam zu würdigen und ermunternd zu begrüßen.

„Denn wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt zuletzt in Gefahr, das Entschlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an sein Herz zu schließen.“ (2. Bd. 2. Hft. S. 104.)

Es genüge hier, an sein freudiges Anerkenntniß der Verdienste Rukſthuls um Ausbildung der deutschen Sprache, an die Aufsätze über Naturdichter und Nationalpoesie, über Olfrid und Lisena von Hagen und über die neuen Ghaselen des Grafen von Platen zu erinnern, und seiner lebhaften Theilnahme an Frithiofs Sage in der Uebersetzung von Amalie von Helwig, wie an der glücklichen Uebertragung Serbischer Poesien in deutsche Sprache durch Fräulein von Jacob, Grimm und Gerhardt zu gedenken. Varnhagen von Ense's belebte und belebende Biographien, Solgers, des zu früh Geschiedenen, Briefwechsel und nachgelassene Schriften, Rochlitzens: „für Freunde der Tonkunst“ gewinnen ihm so warmen Antheil ab, daß die Schilde-

rung dieses Eindrucks zur lebendigsten Charakteristik nicht nur der edlen Verfasser, sondern auch des Recensenten selbst wird.

Kein hoffnungsvolles Talent taucht im fernsten Auslande auf, das seiner Aufmerksamkeit entginge; Béranger, Merimé, Vitet, Stapfer, Quinet, Stendhal, der frühere Globe und Victor Hugo finden in ihren Vorzügen wie in ihren Eigenheiten eben so achtungsvolle als unbestochene Würdigung; unter den jüngern Britten ziehen Bulwer und Carlyle ihn ganz vorzüglich an, und das schöne, reine Naturell des letztern, seine ruhige, zartsinnige Auffassungsgabe steigern Goethe's Anerkennung bis zur liebevollsten Zuneigung.

Zwischen so ernst = heitern Betrachtungen über das, was Mitlebende mehr oder minder Vorzügliches leisten, schlingen sich eigne Poesien wie frische Blumengehänge hindurch, bald zum tiefsten Gefühl sprechend, wie die Orphischen Urworte, die Trilogie des Paria, die Ballade vom zurückgekehrten rechtmäßigen Kö=

nig, — bald Erheiterung des Augenblicks, Aushauch liebevoller Empfindung, oder auch sinniges Wahrzeichen und belehrendes Symbol.

Was in bildender Kunst sich hervorthut, wird im rechten Lichte ausgestellt, wohlmeinend besprochen, nach Motiven und Ausführung unbefangen beurtheilt. Daran knüpfen sich vielseitig belehrende Winke, Vorschläge und ausführliche Schilderungen einzelner Kunstwerke; H. Meyers kritisch-historische Studien, sein scharfes Beobachtungstalent und Goethe's geniale Auffassungs- und Darstellungsgabe durchdringen sich wechselseits zu freundlicher Harmonie und führen uns oft z. B. im Triumphzug des Mantegna, die Gestalten und Meisterwerke frühster Epochen in lebendiger Anschaulichkeit vorüber.

Durchaus abhold jener einseitigen, niederschlagenden, unfruchtbaren Kritik, die sich blos im Aufspüren von Mängeln und Schattenseiten gefällt, kommt es ihm, sobald er Geist und Talent entdeckt, allenthalben nur darauf an,

das Talent über sich selbst aufzuklären, vor falschen Richtungen zu warnen und jedes redliche Streben durch aufrichtige Theilnahme zu fördern. Und indem er die Wirkung die ein Werk auf ihn selbst macht, treu beobachtet und aufs klarste darstellt, wird diese seine Darstellung unvermerkt wieder selbst zum Kunstwerk, zum reinen Spiegel, in welchem der Autor, bey einiger Aufmerksamkeit, sich mit allen seinen Vorzügen und Mängeln am deutlichsten gewahr werden kann.

Nirgends eine Spur von jenem hochfahrenden, schneidend absprechenden Sinn, den langjährig bewährte Meisterschaft vielleicht zu entschuldigen vermocht hätte, der aber minder vollbürtigen Kritikern um so übeler zu Gesichte steht, wenn sie den literarischen Scepter wie pedantische Schulpräceptoren handhaben, die der körperlichen Züchtigungsmittel nicht entbehren zu können glauben.

Man darf wohl behaupten, daß nicht leicht ein großer Dichter und Schriftsteller fremdes

Verdienst williger und freudiger anerkannt und das allgemeine Anerkenntniß desselben thätiger gefördert habe, als Goethe. Ob er in seiner stillen einsiedlerischen Zelle einem edlen Geiste der Vorzeit, einem Sterne, Möser, Jungius begegnet, oder beym Ausblick in die bewegte Welt das feurige Aufstreben eines jugendlich kräftigen Zeitgenossen, das nicht genug anerkannte Verdienst eines bescheidenen Talentes gewahr wird, — immer ist es ihm Bedürfniß an jene Musterhaften eindringlich zu erinnern, diese Hoffnungsvollen gerecht und mild zu würdigen, zu ermuntern, zu stets höhern Anforderungen an sich selbst zu steigern.

So im großen Ganzen theilnehmend fortlebend, jeden reinern Strahl der Wahrheit und des Lichts, jede frische Morgenröthe edlerer Gesittung und Bildung, die aus der Nacht des Wahns und nationaler Vorurtheile hervorbricht, freudig begrüßend, weiß er sich im höchsten Alter immerfort zu verjüngen und wird nicht müde, fruchtbare Keime und Saaten aus-

zustreuen, unbekümmert um Neid und Miswollen, unerschüttert durch feindselige Opposition und hämische Verketzerungssucht.

„Nichts vom Vergänglichen! wie's auch geschah,
„Uns zu verewigen sind wir ja da,“

ruft er aus und findet sich reich entschädigt in der Achtung und Liebe der Guten und Besten aller Nationen, in dem Gewahrwerden ruhigen Fortschritts seiner Einwirkung auf die engern und weitern Kreise empfänglicher Zeitgenossen *), selbst in den entferntesten Welttheilen.

---

*) Sehr schön spricht ein geistreicher Franzose sich im Journal des Débats vom 13. Aug. d. J. über diesen Fortschritt cosmopolitischer Bildung aus:

„J'admire et je révère le patriotisme. Mais je le vois toujours avec peine intervenir dans des questions d'art et de poésie. Je ne vois aucune honte à un habitant de Londres ou de Paris à déclarer que Rossini et Beethoven sont de plus grands artistes que Bishop et Boyeldieu. De pareils aveux n'ont rien à faire avec le mérite national. L'humanité

Hören wir ihn selbst noch einmal, wie er beruhigt und beruhigend uns zuspricht:

„Offenbar ist das Bestreben der besten Dich-
„ter und ästhetischen Schriftsteller aller Natio-
„nen schon seit geraumer Zeit auf das allge-
„mein Menschliche gerichtet. In jedem Be-
„sondern, es sey nun historisch, mythologisch,
„fabelhaft, mehr oder weniger willkührlich er-
„sonnen, wird man durch Nationalität und
„Persönlichkeit hin jenes Allgemeine immer
„mehr durchleuchten und durchscheinen sehen.

„Da nun auch im practischen Lebensgange
„ein gleiches obwaltet und durch alles irdisch
„Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigen-
„nützige, Lügenhafte sich durchschlingt, und
„überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so

---

s'équivaut à elle-même à tous les momens de son existence sur tous les points du globe, compensation faite des conditions. Reynolds et Lawrence, Lamartine et Châteaubriand refutent glorieusement ces inégalités prétendues."

„ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner „Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der „unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher „werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg „weniger übermüthig."

„Was nun in den Dichtungen aller Natio„nen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß ist „es was die Uebrigen sich anzueignen haben. „Die Besonderheiten einer jeden muß man ken„nen lernen, um sie gelten zu lassen und gerade „dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Ei„genheiten einer Nation sind wie ihre Sprache „und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Ver„kehr, ja sie machen ihn erst vollkommen mög„lich."

„Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird „am sichersten erreicht, wenn man das Beson„dere der einzelnen Menschen und Völkerschaf„ten auf sich beruhen läßt, bey der Ueberzeugung „jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienst„liche sich dadurch auszeichnet, daß es der „ganzen Menschheit angehört. Zu einer

„solchen Vermittelung und wechselseitigen An„erkennung tragen die Deutschen seit langer „Zeit schon bey. Wer die deutsche Sprache „versteht und studirt, befindet sich auf dem „Markte, wo alle Nationen ihre Waaren an„bieten, er spielt den Dolmetscher, indem er „sich selbst bereichert."

„Immer mehr werden wir in den Stand „gesetzt, einzusehen, was Volks- und Natio„nal-Poesie heißen könne; denn eigentlich giebt „es nur Eine Dichtung, die echte; sie gehört „weder dem Volke noch dem Adel, weder dem „Könige noch dem Bauer; wer sich als wah„rer Mensch fühlt, wird sie ausüben; sie tritt „unter einem einfachen, ja rohen Volke unwi„derstehlich hervor, ist aber auch gebildeten, ja „hochgebildeten Nationen nicht versagt, denn „sie schlingt sich als integranter Theil durch die „Geschichte der Menschheit."

„Wohl kann der Horizont einer innern Li„teratur sich oft viele Jahre trüben, so daß es „schwer wird zur Klarheit über die höchsten Ver-

„dienste zu gelangen. Denn die Mitleben-„den werden an vorzüglichen Men-„schen gar leicht irre; das Besondere „der Person stört sie, das laufende, bewegliche „Leben verrückt ihre Standpuncte, hindert „Kennen und Anerkennen. Aber Staub, Dunst „und Nebel verschwinden wieder, setzen und „zerstreuen sich, und wir sehen die Regionen „vor uns aufgeklärt in ihren lichten und be-„schatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe, „wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrach-„ten gewohnt sind."

Und so sey uns denn vergönnt, mit diesen eignen Worten des großen Abgeschiedenen und in Seinem Namen von dem Publicum Abschied zu nehmen, wenn anders an ein Scheiden gedacht werden darf, da, wo so viel Tausend edle Keime und Saaten unzerstörbar zurückbleiben und in unabmeßbar folgereicher Kette sich Frucht an Blüthe, Wirkung an Wirkung ewig fortschlingt!

Friedrich von Müller.

Inhalt

des fünften und sechsten Bandes von Kunst und Alterthum.

Alterthümer.

S. auch Architectur, Plastik, Malerey, Kupferstiche und Steindruck.

Architectur.

Plastik.

Malerey.

Zeichnungen.

Kupferstiche.

Holzschnitte.

Steindruck.

Technik.

Musik.

Poetisches.

Ueber Volkspoesie.

Auf Literatur bezüglich.

Dramatisches.

Geschichtliches.

Einzelnes.
(Eigenes und Angeeignetes.)

